

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XIV. Jahrgang.

Abgedruckt am 27. April 1878. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878.

1878. N^o 30.

Im Hahn.

Novelle aus dem Seelenleben von Bernhard Wagener.

Nachdruck verboten.
Bef. v. 11. IV. 79.

I.

Es ist schon einige Zeit her, daß unsere Kriegsmarine mit der Vermessung der Ostküsten begonnen hat. Früh im Jahre wurde ein Kanonenboot in Dienst gestellt und gleichzeitig ein Detachement ausgewählt, welches die nöthigen Arbeiten am Lande vorzunehmen hatte. Die Frage, welcher dieser beiden Beschäftigungen der Vorzug zu geben sei, würde eine peinliche Ungewißheit verursachen: die Sache ist ohne Zweifel an beiden Stellen gleich anstrengend und gleich langweilig. Mir wurde vor etlichen Jahren keine Wahl gelassen, ich wurde kommandirt als Führer des Detachements für die Landvermessungen.

Wir beschäftigten uns viele Wochen hindurch mit Niveliren, Trianguliren, Skizziren und Rechnen; wir durchwanderten eine Reihe der idyllischen Stranddörfer, ernährten uns von Fischen, Brod und Eiern, wozu sich nur gelegentlich ein Schinken vorkam, und schwitzten jämmerlich im Sonnenbrande.

Es war mitten im Juli, als wir eines Sonnabends abends in der Sonne den Hahn einer Dorfkirche blinken sahen; nach meiner Karte hieß der Ort Fischeningen und war durch einen angenehmen kleinen Hafen ausgezeichnet, in welchem wir mit unserem Kanonenboote Rendezvous verabredet hatten; der folgende Sonntag sollte gleichzeitig ein Ruhetag werden.

Angeichts dieser verlockenden Aussicht arbeiteten wir mit doppelter Schnelligkeit, markirten unseren letzten Dreieckspunkt unmittelbar auf dem Hahne des Kirchendaches, trugen die Distanzen in unsere Register ein und machten bei hereinbrechender Dunkelheit dem würdigen Ortsoberrhaupte unseren Besuch, um Quartier zu nehmen. Da der alte Herr nicht darüber aufzuklären war, welche außerordentliche Veranlassung einem Trupp Seeleute an seinem Strand verschlagen hatte, so begnügten wir uns mit dem Erfolge, eine Anzahl Quartierzettel von fragwürdiger Orthographie ausgehändig zu bekommen. Da ich die Wohnung bei dem Ortsgeistlichen abgelehnt hatte, wurde ich dem Müller zugewiesen und machte mich ohne Besinnen mit meinem Burtschen auf den Weg.

Quartier beim Müller ist mit dem Vorzuge verbunden,

XIV. Jahrgang 30. ad.

nicht suchen und nicht fragen zu müssen; ich hatte außerdem vorher einen Augenblick zwischen Kirchenhahn und dem Scheitel der Mühle als Endpunkt meines letzten Dreiecks geschwankt: ich konnte nicht schlagen. Die Mühle lag im Rücken des Dorfes auf der zweiten höheren Dünentette; in holländischer Art gebaut schien sie früher der Familie Wohnung geboten zu haben, bis Kornpreise und Müllexpraktiken soviel zusammengeschafft hatten, daß das neue massive Haus gebaut werden konnte.

Der Besitzer mußte ein Mann sein, der von der Welt etwas gesehen hatte; die großen Fenster des Hauses waren geradezu epochemachend für den Ort, während man bisher geglaubt hatte, daß einer Wohnung nichts schädlicher sein könnte, als das Eindringen von Luft und Licht. Und hinter den Müllexfenstern hingen weiße durchbrochene Gardinen, außerdem an jedem Fenster ein Lichtbild, das von außen nach nichts aus sah, aber für die Verhältnisse des Dorfes vornehm sein mußte: der Müller war sicher ein reichlicher Mann. Ich fand das Haus äußerlich recht einladend, und die jungen Linden vor der Thür, welche für künftige Geschlechter gepflanzt schienen, gaben in der weniger belästigenden Abendsonne innerlich so viel Schatten, um auf den Bänken darunter einen gemüthlichen Platz zu bieten.

Der Müller empfing uns in der Thür, eine gerundete unterlegte Gestalt mit glattem Gesichte und buschigen Brauen, unter denen die Augen etwas streng dreinsahen, völlig in Hellgrau gekleidet bis auf Hüfte und Schuhe. Ich machte ihm mit wenigen Worten klar, was wir wollten, und da ich geschickterweise bemerkte, daß er die Auszeichnung genösse, in meiner Person den Führer des Truppes zu beherbergen, so zog ein Schmunzeln des Stolzes über sein Gesicht, und er lud höflich zum Nähertreten ein.

Zunächst war es eine kleinbürgerliche oder großbäuerliche Wohnstube, wie man will, in die ich genöthigt wurde; der Müller rief einen Kamen in das Haus hinein und vertief mich mit der Entschuldigung, für mein Unterkommen zu sorgen. Ich trat an das Fenster; das Dorf lag vertieft vor mir, theils in

der leichten Thalensung, welche die beiden Hügelreihen schieb, theils auf der vorderen Dünenkette bis zur halben Höhe des Seebanges hinabreichend; die Häuser verloren sich allmählich hinter der Berglehne und ließen die Aussicht seawärts frei. Ich sah in der zunehmenden Dunkelheit jene Lichtreflexe, welche eine bewegte Wasserfläche stets zurückwirft, dem Ufer nahe ein Gewimmel von schwarzen Körpern, vermuthlich die Fischerboote des Dorfes, weiter draußen einen größeren Fleck, der sich von dem grauschwarzen Hintergrunde nur durch seine tiefere Schwärze abhob; ein Schiff, ohne Zweifel das Kanonenboot, zu dem mich verschiedene dringende Sonntagsbedürfnisse hinzogen.

Eine Viertelstunde mochte verlossen sein, als der Müller wieder erichien; die Zeit hatte wohl ausgereicht, den Mann seinen Vorzug nach allen Richtungen hin durchdenken zu lassen, denn er nöthigte so liebenswürdig, wie das Selbstbewußtsein des reichsten Mannes im Dorfe dies zuließ, ihm zu folgen. Auf dem dunklen Hansflure stoben einige Mägde aneinander, dann traten wir in eine zweite Stube, deren Fenster gleichfalls seawärts schauten. Es war ohne Zweifel das Staatszimmer des Hauses, mit bürlicher Eleganz überladen; eine Familienlampe stand auf dem Tische und beleuchtete eine weibliche Gestalt in hellen Kleidern, welche abgewendet von mir die letzte Hand an ein Bett legte, das in der einen Ecke des Zimmers so eben hergerichtet zu sein schien.

Als ich den Blick etwas länger als nöthig gewesen wäre, auf die Gestalt richtete, sagte der Alte in einem Tone, der es zweifelhaft ließ, ob es eine Warnung oder väterlicher Stolz sein sollte: „Meine Tochter Elsbeth!“

Die Gestalt wandte sich um, und ich beeilte mich, eine Verbeugung zu machen und meinen Namen zu nennen.

„Verzeihen Sie die Störung, mein Fräulein, deren willenlose Uriache ich bin,“ knüpfte ich an.

„Willenlos?“ fragte sie lachend. „Waren Sie es nicht selbst, der unserm Herrn Pastor diese Störung, wie Sie sagen, erspart hat?“

Wir fiel zur rechten Zeit ein, daß die geschwähigte Nana in einem einsamen Stranddorfe noch tausendmal behender ist als in einer Kleinstadt.

„Soweit haben Sie Recht!“ gab ich zu, „aber die Erfahrung belehrt mich bereits jetzt, daß ich nicht sehlaggriffen habe. Ich hätte ohne Zweifel kein halb so gutes Unterkommen im Orte finden können wie das gegenwärtige.“

Das Mädchen sah mich mit etwas spöttischem Blicke an und verließ mit einer leichten Neigung des Kopfes das Zimmer; sehr zu meinem Erstaunen muß ich bekennen, denn als sie den Lichtkreis der Lampe passirte, erhaschte ich diesen spöttischen Blick aus dunklen nachdenklichen Augen, und in der Neigung des Kopfes, in dem leichten gemessenen Gange lag ein Anstand, der auf dem Dorfe nicht gelehrt wird.

„Ich werde dem Herrn einen Ambiß schicken,“ sagte der Müller, indem er hinter der Tochter die Thür in die Hand nahm; „Ihr Burische ist draußen gut versorgt.“

Ich nahm dankend an und hielt den Mann mit einer Frage zurück: „Seit wann ist das Kanonenboot im Hafen?“

„Welches Kanonenboot?“ fragte er erstaunt.

„Ich glaubte das Schiff vorhin im Halbdunkel liegen zu sehen, dort hinaus!“ und ich wies auf die Wasserfläche zu Füßen des Dorfes, von der jetzt nichts mehr als der schwarze Raum zu erkennen war.

„Aha!“ sagte der Müller mit einem höhnißchen Lachen, indem sich seine Häuste ballten, „das hält der Herr für ein Kriegsschiff! Ein Teufelschiff ist es, und wenn es der Satan mit Mann und Maus holte, würde es mich meinen Lebtag frenen!“ und drohend warf er die Thür hinter sich in das Schloß.

Wir war im Augenblicke klar, daß der Jörn des Mannes nicht meiner Frage, sondern einer Erinnerung gegolten hatte, eben so klar aber auch, daß ich mich im Nachtdunkel geirrt, und daß unser Fahrzeug zunächst auf sich warten ließ. Das war mir unangenehm, aber in einem guten Quartiere ließ es sich halbwegs ertragen. Als friedliebender Mensch nahm ich mir vor, den Müller mit dem Schiffe draußen ungeschoren zu

lassen; als Neugieriger überlegte ich mir, woher ich Aufklärung über den plötzlichen Jörn meines Wirthes bekommen könnte. Die Magd, welche mir das Abendessen brachte, enttäuschte mich zunächst, da ich die liebliche Tochter des Hauses erwartet hatte aber sie lächelte mir, ehe ich ein Wort gesagt hatte, so freundlich zu, daß ich nicht unterlassen konnte, während sie den Tisch arrangirte, meine Neugierde zu befriedigen.

„Sagen Sie, mein Kind, was ist das für ein Schiff, das im Hafen liegt?“

„Die Else hat's der Schandbube genannt!“ antwortete mir das Mädchen.

„Welcher Schandbube, Kind?“

„Ei Herr, was Sie fragen! Wer sonst, als der Claus Behrensen!“

„Aha!“ sagte ich, innerlich beschämt über meine bodenlose Ungewißheit. „Also der Claus Behrensen! Wie kann der Burische sich auch unterziehen, das Schiff Else zu nennen!“

„Sehen Sie, Herr!“ stimmte sie in meine Entrüstung ein und strich zum letzten Male die Falten aus der Leinwand. „Das haben wir alle gesagt, aber was macht sich so ein Landstreichler daraus! Eigentlich sollte man Seeräuber sagen, denn was Der draußen auf sein Gewissen geladen hat, das kann die Hölle nicht wieder weiskrennen.“

„Aber woher wißt Ihr das alles?“ wagte ich schüchtern einzuwerfen.

„Aber, Herr, die Leute sagen's doch!“ versicherte sie.

„Natürlich, die Leute sagen's!“ gestand ich im Tone völliger Ueberzeugung. Leider war ich noch nicht klüger geworden, aber das Geschirr war geordnet, und das Mädchen verschwand wieder. Ich stülte also den rechtschaffenen Hunger, den die Arbeit des Tages in mir erweckt hatte, und an meiner behaglichen Stimmung hinterher merkte ich, daß ich gut soupir hatte.

„Else!“ hörte ich da die Stimme des Müllers in den Hausgang hineinrufen.

„Ja, Vater!“ antwortete aus der Ferne eine Stimme. Und da ich in dem Schweigen der Nacht deutlich gehört hatte, ging mir ein plötzliches Licht darüber auf, wer Else war, und weshalb den Alten die Erwähnung des Schiffes draußen so erregt hatte. Die Magd steckte den Kopf durch die Thür, und weil sie mich im Zimmer umherwandernd fand, trat sie herein und begann den Tisch zu räumen. Ich stürzte mich kopflings wieder in die Unterhaltung, denn ich sah, daß ich nicht lange Zeit hatte.

„Else mag also den Claus nicht?“

„In den Tod nicht!“ versicherte eifrig das Mädchen. „Der Herr würde ein Unglück anrichten, wenn der wüßte Mensch ins Haus käme. Sie ist auch so gut wie versprochen mit dem Franzis.“

„Ein sonderbarer Name hier zu Lande, Franzis. Wo ist er hergekommen?“

„Ei, wo soll er denn her sein? Der Franzis ist hier geboren im Ort, aber sein Vater ist als Matrose weit hergekommen, sie sagen aus Welschland. Der Franzis ist gerade so zur See gewesen, bis er sich in die Else verthat; da wurde er Müllerknecht bei dem Herrn!“

„Und der soll die Else heirathen?“

„Der soll sie haben, wenn's der Claus leidet!“ entschied das Mädchen mit einem sehr energischen Kopfnicken.

Ich wußte von diesem kleinen Dorfromane gerade genug, um meine Neugierde befriedigt zu fühlen. Ich hatte sehr wenig Aussicht, das Ende zu erleben, und da ich von Claus so wenig wußte wie von Franzis, war es mir schließlich gleichgiltig, wer von beiden die Else bekam. Mit dieser tröstlichen Requisition für mich selbst ließ ich das Mädchen gehen, zündete eine Cigarre an, öffnete ein Fenster und sah in die warme schweigende Nacht hinaus.

Doch nicht schweigend; nur jenes unbestimmte, niemals ruhende Geräusch hatte aufgehört, welches den Tag bedeckt; die Stimmen, welche der Nacht gehören, unterbrachen mit eintönigen Lauten die Stille: das Rauschen der leisen Brandung, der melancholische Ruf einer Gule, dazwischen bald ein Seufzer, bald ein Flüstern, das der Wind wachrief, wo er Widerstand

traf. Fledermäuse beschrieben gespensterhaft lautlos ihre Kreise, und wo sie dem erhellten Fenster zu nahe kamen, wurde es ein Schwirren, das die Luft durchzitterte. Als mir ein Nachtfalter ins Gesicht flog, löschte ich die Lampe, aber von dem lauwarmen, salzigen Hauche, der vom Meere herüberstrich, vermochte ich mich noch nicht zu trennen. Eine geschäftige Insektenwelt wimmelte vor meinem Fenster; ein paar Töpfe mit Goldlad und Rosen sandten durchdringende Gerüche in die Luft und lockten herbei, was sich von Nachthonig nährt; es war ein Leben, das ich nur an seinen leisen Lauten wahrnahm.

Und diese Laute wurden jetzt deutlich von Stimmen überhört, welche von der Bank zur andern Seite der Hausthür zu kommen schienen, und so gedämpft sie waren, doch allmählich verständlich zu meinem Ohre drangen.

„Nicht immer,“ sagte die eine dieser Stimmen; „aber heute noch nicht und auch nicht morgen! Lerne warten, bis wir uns an einander gewöhnt haben.“

„Wär's nicht besser, wir fingen mit der Liebe an, anstatt abzuwarten, daß wir damit aufhören?“ fragte eine tiefe männliche Stimme dagegen, durch die eine verhaltene leidenschaftliche Erregung zitterte.

„Laß Dir's genug daran sein, Franzis, daß wir versprochen sind!“ hörte ich die erste Stimme wieder. „Daß Du es gut mit mir meinst, danke ich Dir, und wir werden lernen, mit einander auszukommen. Ich habe Vertrauen zu Dir.“

„Ich wollte, es wäre mehr als Vertrauen, Mädchen!“

„Geduld, Franzis! Mir liegt es schwer genug auf der Seele, was diese Tage wieder über mich gebracht haben; Du trägst nicht die Hälfte davon. Geduld, Franzis, und gute Nacht!“

„Gute Nacht, Elise! Sei gut!“

Die Stimmen schwiegen; ich hörte die Hausthür leise öffnen und wieder schließen, dann verschwand vor meinem Fenster ein schwarzer Schatten langsam im Nachtbunkel. Ich hörte wieder das Summen der Insekten und das leise Klagen des Windes; von der See her konnte ich die Wellen zählen, wie sie eine nach der andern über den Strand rollten.

Das Frühläuten der Glocken weckte mich, vielleicht that es auch die Morgensonne, welche sich mit schrägen Strahlen durch das Blumengewirr am Fenster stahl. Auf mein Erwachen schien gewartet zu sein, denn der Bursche brachte mir den Kaffee, bevor ich mit Ankleiden fertig war, und ich hatte das angenehme Gefühl, in meinem Quartiere vortrefflich aufgehoben zu sein.

Eine Weile später machte mir der Müller einen Besuch, und da ich nicht umhin konnte, ihm dankbar die Hand zu drücken, so zeigte er sich von seiner liebenswürdigsten Seite und ließ sich von mir den Zweck unseres Hierseins weitläufig erklären. Es überraschte mich zu hören, daß der Mann über diese fernab liegenden Dinge verständlich mitzureden vermochte, und er gab mir selbst den Schlüssel dazu, indem er aus seinen eigenen Wanderjahren einiges zum Besten gab. Danach hatte der Müller in seiner Jugend manches von der Welt gesehen, die continentalen Staaten durchwandert, einen übermüthigen Absteher nach dem Norden Amerikas gemacht, und ich begriff, daß es auf diesen Streifzügen nicht immer bei dem Müllergewerbe geblieben sei. Ziemlich spät war das väterliche Erbe frei geworden, und was ich von dem Manne bis jetzt gesehen hatte, bewies mir, daß der Prozeß einer langsamen Verbauerung noch keinen großen Theil dessen aus seinem Gesichtskreise wieder verschwinden gemacht, was er aus seinen Wanderjahren an weltgewandter Anschauung erübrigt hatte. Als er beim Abschiede fragte, wann ich zu Mittag zu speisen wünschte, erbat ich mir die Vergünstigung, am Familientische theilnehmen zu dürfen, was unser gutes Einvernehmen keineswegs beeinträchtigte.

Wie die Glocken zum Kirchgang läuteten, schlenderte ich die gewundene Gasse hinab bis zum Kirchplaz; meine Leute standen vor ihren Quartieren und waren die einzigen Mähdgänger im Dorfe, ich natürlich eingeschlossen; die Bewohner folgten in kleinen Gruppen derselben Richtung, welche ich eingeschlagen hatte, aber in der verdienstvolleren Absicht, die Sonntagspredigt zu hören.

Anstatt in die Kirche zu treten, mußerte ich den Horizont der See, und war befriedigt, als ein schwarzer Strich am Himmel und darunter ein Punkt im Wasser mir das Rahen unseres Schiffes verrieth. Ich füllte also die Stunde des Wartens damit aus, mir die Quartiere der Leute anzusehen, und kam an den Strand hinab, als das Kanonenboot auf eine Secemeile vom Ufer zu Anker ging.

Ich war nicht allein am Wasser; ein Boot lag halb auf den Sand gezogen, zwei Männer standen dabei und rauchten aus kurzen Stalkpfeifen; ein dritter mochte mir auf dem Fuße gefolgt sein, denn das Boot wurde in das Wasser geschoben, so wie er hinzutrat. Ich sah den Leuten zu und überlegte mir, wie ich an Bord kommen konnte, ohne eine Stunde oder länger auf das erste Kriegssboot zu warten. Ich war schon im Begriffe, eine Frage zu thun, als mir die Nähe erspart wurde. Der Mann, welcher zuletzt gekommen war, kam mir ein paar Schritte entgegen und sagte:

„Sie wollen an Bord Ihres Schiffes?“

„Ich hätte einige Eile, aber wenig Aussicht,“ erwiderte ich.

„Darf ich Ihnen einen Platz in meinem Boote anbieten?“ fragte der Fremde weiter.

„Sie sind sehr freundlich! Wenn ich voraussetzen darf, Ihnen keinen Umweg zu verursachen.“

„Sie können sich selbst überzeugen; ich bin der Kapitän der Else, Behrensen ist mein Name; wir liegen keine Meilenge von Ihrem Schiffe entfernt.“

Ich nannte meinen Namen und nahm dankend an. Die beiden Matrosen legten sich in die Riemen, der Kapitän feuerte, und ich hatte Zeit, mir diesen gefährlichen Mann näher anzusehen. Für einen Seeräuber hätte ich ihn ebenso wenig gehalten, wie für einen Landstreicher. Er war wie ein Seemann, aber sorgfältig gelleidet, die Wäsche war tadellos. Im Profil war der Kopf außergewöhnlich schön, die Stirn stieg senkrecht über den Augenbrauen in die Höhe, das Kinn rundete sich in etwas energischer Kurve. Nur ein nachdenklicher, fast finsterner Schatten lag auf dem Gesichte und verschleierte den Blick, der im übrigen nichts von einem schlechten Gewissen verrieth; ich erklärte mir den dunklen Zug leicht mit den Thatsachen, die mir im gastlichen Müllerhause bekannt geworden waren.

„Ihr Dienst scheint mir nicht an Kurzweiligkeit zu leiden,“ begann der Kapitän die Unterhaltung. „Wenn ich recht unterrichtet bin, so wandern Sie vom Frühling bis zum Herbst an unserer öden Küste entlang.“

„Wir haben zum Glück für die Arbeit nicht das Aussehen, sonst würde sich schwerlich jemand dazu finden. Das Tröstliche dabei ist, daß sie nützlich ist, und wenn Sie um ein paar Wochen später hier eingelaufen wären, hätten Sie von unseren Peitungen bereits profitieren können.“

„Schönen Dank, ich wäre zu spät gekommen!“ lachte Behrensen etwas ingrimmig. „Und da ich nicht viel Aussicht habe, im Leben wieder hierher zurückzukehren, so kommt mir Ihre Nähe nicht einmal für später zu Gute.“

„Wollen Sie die alte Heimat mit einer neuen vertauschen?“

„Ich weiß nicht; fragen Sie im Müllerhause vor, da weiß man besser über mich Bescheid.“

„Ich wohne bei dem Müller,“ sagte ich.

Behrensen nickte. „Sie waren vordem noch nicht in unserer Gegend?“

„Niemals, und wenn ich ehrlich sein soll, so wird mich schwerlich etwas hierher zurückziehen. Ich habe mich selten so kümmerlich ernähren müssen wie in diesen Sommerwochen; mein heutiges Quartier macht eine rühmenswerthe Ausnahme!“

„Darin that's dem Müller niemand zuvor!“ bestätigte der Kapitän. „Auch in anderen Dingen nicht; er hat sich die Welt mit offenen Augen angesehen und begriffen, wie man als Landwirth vorwärts kommen kann. Das Volk im Dorfe sieht's seit Jahren, wie es gemacht werden muß, aber ehe unser Menschenschlag vom Alten abgeht und einsieht, daß es heutzutage Besseres gibt, lieber verkommt er und glaubt, daß es ein anderer unehlich treibt, der es vorwärts bringt. Der Müller hat es sich eben nicht verdrießen lassen, mit aller Welt in Unfrieden zu gerathen, aber er ist nach seinem Kopfe vorwärts

gegangen und heutigen Tages ein feureicher Mann. Im kleinen, ich meine im ähneren Leben, ist er Bauer geblieben; was Handel und Gewerbe betrifft, gilt er weit und breit als ein tüchtiger Kaufmann."

"Sie scheinen den Mann zu schätzen?" unterbrach ich etwas erstaunt die Rede.

"Warum nicht jeden schätzen, soviel er werth ist?" erwiderte Behrensen. "Der Müller hat auch Seiten, über die ich kein Loblied zu singen wüßte. Nehmen Sie es wie die Nachreden, die man einem Todten spricht, und erinnern Sie sich meiner guten Meinung von dem Müller, wenn Sie es erleben sollten, daß er mir seinen Kluch nachschickt. Zwischen uns beiden liegt viel Dunkles, und noch sind wir nicht am Ende mit einander."

Ich wußte nichts zu erwidern auf diese Andeutungen; aber es schien mir, als ob der Kapitän seinen Gegner leidenschaftslos zu beurtheilen verstand, was sich von dem Müller nicht

sagen ließ. Freilich wußte ich nichts darüber, wer den andern am schwersten getränkt hatte, aber ich war in die sonderbare Lage gekommen, für beide Parteien Sympathien zu fühlen, und nicht am wenigsten für den Gegenstand des Streites: für Else.

Zu einer weitem Unterhaltung kam es nicht; ein schwarzer Schatten legte sich vor die Sonne, und als ich mich umwandte, streifte das Boot bereits die Wand unseres Kriegsschiffes. Ich reichte dem Kapitän die Hand hinüber und bedankte mich für die Fahrt; er lehnte mit einer Handbewegung ab, und als ich das Boot verließ, sagte er: "Ich wünsche Ihnen ungeführte Nachtruhe."

"Schon jetzt?" fragte ich lachend, denn die Sonne war noch im aufsteigenden Tagesbogen, es war vielleicht elf Uhr vormittags. Eine Antwort bekam ich nicht mehr; während ich an Deck stieg, fielen die Riemen wieder in das Wasser, und das Boot legte ab.

(Fortsetzung folgt.)

Warum der Maikäfer „zählt“.

Von Dr. Paul Friederich.

Radbruch verboten.
Gef. v. 11. VI. 79.

Wer kennt ihn nicht, den Frühlingsboten, den vielgeliebten, vielgeplagten und mit Recht auch vielgeschätzten und verfolgten Maikäfer? Sein Erscheinen ist eines der sichersten Zeichen, daß der Frühling ins Land gerückt ist, daß das Regiment des Winters aufgehört hat. Und wie ist die liebe Jugend so emsig bei der Hand, den munteren Gesellen im braunen Habitus in möglichstster Anzahl zu fangen!

Ich glaube, wir alle haben uns in diesem Punkte etwas aus unseren Jugendtagen vorzuwerfen, ich will hier aber nicht weiter an alte Sünden erinnern. Daß indessen auch Gartenbesitzer und Landwirth nach Kräften bemüht sind, um möglichst viele der braunen Uebelthäter vom Leben zum Tode zu befördern, ist auch hinlänglich bekannt und — berechtigt. Nun, und von diesem allbekannten sollte etwas unbekannt sein? Ja, und ich glaube getrost behaupten zu dürfen, daß die Mehrzahl der Leser des *Dahheim* nicht weiß, weshalb die Maikäfer „zählen“. Jedem ist bekannt, daß, wenn man einen Maikäfer auf die Fingerspitze setzt und ihm das Recht erteilt, wegzuspringen, er eine Reihe von Manövern beginnt, ehe er seine Abreise in der That ins Werk setzt. Zuerst fängt der Käfer an, den Kopf einzuziehen und wieder vorzustrecken, wobei er zugleich auch die Fühlhörner vorrichtet und, falls wir ein Männchen vor uns haben, die feinen Blättchen des Fühlertolbens ausbreitet. Dann macht das Thier mit dem ganzen Leibe hebende und senkende Bewegungen, breitet allmählich, gleichfalls in einem gewissen Rhythmus, die Flügeldecken mehr und mehr aus und — vrr sauft er davon. Diese ganze, eben geschilderte Prozedur ist das „Zählen“. An vielen Orten Deutschlands unterstützen die Kinder dieses Geschäft, indem sie ein Verschen dazu singen, welches durch seinen wenig tröstlichen Inhalt dazu beitragen soll, den Käfer zu schnellerem Wegliegen zu ermuntern, ich meine das:

Maikäfer flieg!
Dein Vater ist im Kriege,
Deine Mutter ist im Pommerland,
Pommerland ist abgebrannt!
Maikäfer flieg!

Aber weshalb zählt er? Um diese Frage genügend beantworten zu können, muß ich etwas weiter ausholen.

Wie man weiß, hat die ganze Insektenwelt, zu der ja die Familie der Maikäfer gehört, keine Lungen. Die Insekten athmen vielmehr vermöge einer ganz anderen Organisation. Betrachten wir einmal eine große Raupe, am besten etwa die des Liguster-schwärmers, deren Körperhaut ja frei ist von den Einblick störenden Haaren. Zu jeder Seite des Körpers sehen wir da eine Reihe schwarzer Punkte in bestimmten Abständen von einander entfernt. Diese scheinbaren Punkte sind Löcher in der Haut des Thieres. An jedes dieser Löcher grenzt nach innen, also in den Körper des Thieres hinein, eine Röhre. Die Röhre verästelt sich nun schnell immer mehr und mehr, und

die Äste theilen sich in Zweige, die schließlich so fein werden, daß sie für das bloße Auge nicht mehr erkennbar sind. Dieses ganze System von Ästen und Zweigen sind die sogenannten „Tracheen“. Durch sie tritt die äußere Luft in den Körper des Thieres ein, und die in ungläublicher Menge vorhandenen feinsten Verästelungen der Tracheen bringen die Luft zu allen Organen des Thieres heran. Es gewährt unter dem Mikroskop einen ebenso staunenswerthen wie auch überaus zierlichen Anblick, wenn man zum Beispiel ein kleines Stüchchen vom Darm unserer gewöhnlichen Hausfliege betrachtet. Von allen Seiten wird das Darmstück von diesen Luftkanälen umspunnen, und wenn wir näher zuschauen, so kommen wir auch darüber ins Reine, wie diese Kanäle denn eigentlich gebaut sind. Ich will annehmen, wir hätten ein Stück Trachee isolirt vor uns liegen. Da sehen wir denn, daß dieselbe der Hauptsache nach eine dunkelgefärbte Röhre darstellt, über die zahlreiche feine Querstriche dahin ziehen und die von einem zarten, fast durchsichtigen Häutchen wie von einem Mantel umgeben wird. Da, wo das Tracheenstück von seiner ursprünglichen Verbindung abgerissen ist, bemerken wir, daß die Wand der Röhre in einen langen, wie ein Korkzieher gewundenen Faden ausläuft. In der That ist die Wand der Trachee eine ganz fest gewickelte Spirale. Der gewundene Faden kommt nur dadurch zur Erscheinung, daß eben an der Trachee bei ihrer Isolirung gezerrt worden ist, wodurch die ursprüngliche enge und genaue Aneinanderlage aufgehoben und zerstört wurde.

Ich will noch hinzufügen, daß die Wandung der Trachee aus demselben Material aufgebaut ist, welches auch bei den Käfern die harte hornige Decke des Leibes bildet und „Chitin“ genannt wird. Durch die Tracheen also athmen die Insekten, und wenn sie recht lebhaft sind, also an einem warmen Sommertage, machen sie mit ihrem Leibe eigenthümliche Bewegungen, durch die sie gewissermaßen die Luft in größerer Menge in sich einsaugen und die zum Leben nicht mehr dienliche ausstoßen. Man kann das sehr hübsch bei Bienen und Wespen beobachten.

Sehen wir nun anderen Käfern zu, wie sie aufsteigen, so geht das gewöhnlich recht rasch und hurtig vor sich, das bedächtige lange Zählen finden wir nur beim Maikäfer so deutlich ausgesprochen. Wir wollen uns einen fangen, ihn tödten und ihn zu Hause einmal genauer und mit Ruhe vornehmen. Das Handwerkszeug, welches uns bei dieser Unternehmung helfen soll, ist einfach und sehr leicht zu beschaffen. Zuvörderst brauchen wir eine flache Schüssel, etwa so einen runden Teller, wie man sie unter die Blumentöpfe zu stellen pflegt. Auf dem Boden dieses Schüsseldens wird eine Lage geschmolzenes Wachs oder dergleichen geschüttet, welches mit Ruß innig gemischt worden ist und eine gleichmäßig schwarze Farbe besitzt. Dann bedürfen wir noch eines recht scharfen kleinen Federmessers, zweier langer und mehrerer kurzer Nadeln, also gewöhnlicher



„Zurück nach Asien!“ Des alten Moslem Auszug aus Bulgarien. Nach einer Aquarelle von Karl Haag.

Stechnadeln, und etwa noch einer Scheere, das ist alles. In das Schüsselchen wird klares Wasser gefüllt, dem todtten Käfer werden die Flügeldecken und Beine weggeschnitten und der Leib mit Nadeln auf dem Wachsboden befestigt, aber so, daß er sich unter dem Wasser befindet. Nun schlitten wir vorsichtig die harte Haut durch, die den Leib des Käfers auf der Rückseite deckt, biegen die Hornringe zur Seite, tragen sie möglichst weit ab und haben nun folgendes Bild vor uns. Das ganze Innere des Käfers ist, soweit wir sehen, von einem feinem Netzwerke silberweißer Fäden durchzogen; einige dieser Fäden sind etwas stärker, die meisten aber ungemein zart und dünn. Daß wir dieses so deutlich erkennen, hat seinen Grund darin, daß sich das Ganze unter Wasser befindet. Hätten wir im Trocknen gearbeitet, so würde alles aneinander kleben und wir nur wenig oder gar nichts zu sehen bekommen, im Wasser dagegen schwimmen die zarten Theile frei umher und sind deutlich wahrnehmbar. Noch mehr aber als die weißen Fäden fallen uns die überaus zahlreich an denselben hängenden Blasen auf, die ebenfalls von silberheller Farbe sind. Vorsichtig stechen wir mit einer Nadel in eine solche Blase und siehe da, eine helle Luftperle tritt aus, die Blase sinkt zusammen und ist nun minder deutlich wahrnehmbar. Dieses ganze System von Nerven, Zweigen und den wie Früchten an ihnen hängenden Blasen sind eben die Tracheen. Ihre helle Farbe rührt davon her, daß dieselben mit Luft gefüllt sind, welche das durch das Wasser auffallende Licht reflektirt, und so das Tracheensystem in seinem schönen Silberglanze sich unieren Augen darstellen läßt. Gerade die Blasen nun sind es, die den eigentlichen Grund des „Zählens“ ausmachen. Denken wir uns statt des im Interesse der Wissenschaft hingecopften, zerschnittenen Maikäfers nun wieder ein Exemplar, welches noch einige Zeit auf dieser schönen Erde zu verweilen gedenkt und munter seinen Weg dahinzieht. Man muß zugeben und kommt auch bei näherer Betrachtung des braunen Gesellen leicht zu der Ansicht, daß er eigentlich für das Fliegen etwas massiv und plump ist. Von der graziösen Gestalt, die wir bei anderen Insekten, z. B. bei den Wasserjungfern bewundern, ist nichts zu sehen, und zu dem vierstrahligen Bau des Maikäfers kommt noch hinzu, daß seine Flügel nicht eben übermäßig groß sind. Selbstverständlich meine ich hier nicht die braunen Flügeldecken, sondern die unter denselben liegenden durchsichtigen und von zahlreichen Aeren durchzogenen Gebilde. Und trotz alledem liegt so ein Maikäfer doch recht rasch und recht geschickt, wie man ja leicht an jedem grünen Baume sehen kann, den eine Gesellschaft von Maikäfern einer näheren Besichtigung und Prüfung gewürdigt hat. Wie schnell segeln die Ränber um die im herrlichsten Schmuck ihres grünen, saftigen Laubes prangenden Baumkronen herum, nach allen Richtungen hin durchschneiden sie die warme Luft, um, wählerisch wie sie sind, von einem Baume zum andern zu fliegen und bald hier, bald da an einem Blatt zu naschen.

Da kommen ihnen eben die erwähnten Anhängsel an ihren Tracheen zu Statten. Vor dem Aufstiegen pumpen die Käfer diese Ballons ganz voll Luft; sie bewerkstelligen dieses durch die eigenthümlichen Bewegungen ihres Körpers, und das Resultat dieser Bemühungen ist, daß das ganze Thier leichter wird. Daß dem in der That so ist, wird jeder leicht einsehen, wenn er folgendes überlegt. Ein, ich will einmal so sagen, nicht aufgeblasener Maikäfer verdrängt mit seinem Körper einen gewissen Raumtheil Luft. Hat das Thier sich nun voll Luft gepumpt, so ist doch offenbar dadurch das Körpervolumen, d. h. also der Raum, der jetzt von dem Käfer in Anspruch genommen wird, größer geworden. Diese Zunahme besteht nun aber nicht etwa in Vermehrung der materiellen Substanz des Käferleibes, sondern in Luft. Es liegt also auf der Hand, daß der Käfer jetzt relativ leichter geworden ist, oder was dasselbe sagt, jetzt bei gleichem Körpergewicht ein größeres Volumen an Luft verdrängt als vorher.

Diese Einrichtung ist in hohem Grade Bewunderung erregend. Ein Thier, das sich unter zum hurtigen und leichten Fliegen nicht gerade günstigen körperlichen Bedingungen befindet, hat die Fähigkeit sich durch vermehrte Luftaufnahme in die für den angegebenen Zweck denkbar günstigste Lage zu versetzen. Damit übrigens die so mühsam aufgenommene Luft nicht ohne weiteres wieder durch die oben erwähnten Oeffnungen der Tracheenflüsse, die bei den Käfern wie bei den übrigen Insekten sich gleichfalls an den Seiten des Körpers vorfinden, wieder entweiche, ist eben an diesen Oeffnungen noch ein besonderer Apparat angebracht, dessen ich hier auch noch kurz Erwähnung thun will. Nach Innen zu vor jeder einzelnen Tracheenmündung befindet sich eine Art von Klappenvorrichtung. Besondere Muskelchen, die das Thier frei und nach vollster Willkür wirken und arbeiten lassen kann, schließen und öffnen diese Klappen je nach Umständen. Hat nun der Maikäfer sein Quantum Luft in sich aufgenommen, so schließt er einfach die Klappen zu, verhindert so den Wiederaustritt der Luft und ist nun zum Fliegen völlig gerüstet. Es ist mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß während des Fliegens selbst die Klappen geschlossen bleiben, denn sonst wäre eine andere Erscheinung nicht leicht zu erklären. Schlägt man nämlich einen eben aufgelassenen Maikäfer rasch zu Boden, aber natürlicherweise nicht so, daß er an Leib und Leben Schaden nimmt, so fliegt er, fast momentan, wenn er den Boden berührt hat, wieder weiter, ohne vorher zu zählen. Er muß dann noch seinen gehörigen Vorrath von Luft im Leibe haben, da er ja eben sonst gar nicht aufstiegen könnte, und dieses ist eben nur so denkbar, daß er während des Fluges der Luft den Austritt nicht gestattet, sondern dieselbe durch Geschlossenhalten der Tracheenklappen bei sich behält. So hat also das Zählen unseres Maikäfers seinen guten Grund.

Farbenstudien.

Von Franz Deliksch.

Abdruck verboten.
Bef. u. 11. / VI. 70.

II. Das Blau des Himmels.

Die Entstehung des Lichts im Uransfang war auch die Entstehung der Farben. Das Geheimniß des Lichts rührt nahe an das Geheimniß Gottes. Denn als über das im ersten Bildungsprozeß begriffene Chaos der Auf: „Es werde Licht!“ erging, von wem gingen denn da die Impulse der Strahlen aus, welche den Weltäther in schwingende wellige Bewegung versetzten? Von wem anders als dem, welcher selber absolutes Licht ist? Finsterniß lagerte auf den Wassern des Uransfangs — ein leuchtender Körper, welcher dem Weltäther die eigenen Schwingungen hätte mittheilen können, war also nicht vorhanden. Das Licht ist ein Geheimniß. Wir können die Lichterscheinungen erklären, aber das Wesen des Lichts begreifen können wir nicht. Auf die Frage nach der Urstätte oder dem Ursprunge des Lichts und der Finsterniß muß ein Helmholz heute noch ebenso verstimmen wie Hiob, als der Herr ihm diese Frage vorlegte (38, 19). Newton hielt das Licht für einen Stoff von unendlicher Feinheit, welcher von den leuchtenden Körpern in verschiedenfarbigen Theilchen ausgeschleudert

werde. Dagegen betrachtet die neuere Wissenschaft, hierin über ihn hinausgeschritten, das Licht als eine aus der Vibration des Körpers d. h. den Schwingungen des ihn durchdringenden Aethers hervorgehende Erscheinung und lehrt, daß wie der Schall sich durch die der Luft mitgetheilten Schwingungen des schallenden Körpers fortpflanze, so das Licht durch die dem Aether, welcher den Weltraum erfüllt, mitgetheilten Schwingungen des leuchtenden: Aetherbewegung gibt Licht, und ruhender Aether ist Finsterniß. Freilich ist dieser Aether nicht wie die Luft eine sinnlich wahrnehmbare Wirklichkeit, er ist nur eine zur Erklärung der Lichterscheinungen nothwendig befundene Voraussetzung, aber eine sich bewährende. Auf Grund dieser Voraussetzung erklären wir uns die Entstehung der Farben daraus, daß in dem farblosen weißen Lichte eine unzählbare Menge von Strahlen enthalten ist, deren Wellenlänge je nach der Langsamkeit oder Raschheit der Aetherschwingungen, durch die sie sich fortpflanzen, zunimmt oder abnimmt; die Lichtempfindung des Blauen und Violetten entsteht, wenn der Aether in einer Sekunde gegen 700—800 Billionen Schwingungen macht und in entsprechend

kurzen Wellen fortwogend die Neghaut unseres Auges trifft. Obwohl die Farbentheorie Goethes, welcher die Farben durch Mischung von Licht und Dunkelheit entstehen läßt, leichter fasslich ist und sich durch die Leichtigkeit ästhetischer und symbolischer Verwerthung empfiehlt, hält die neuere Wissenschaft, hierin die Entdeckung Newtons befestigend, daran fest, daß es das farblose weiße Licht ist, welches die farbigen Strahlen in sich schließt und im Spektrum sich in sie ungleich auseinander bricht und sich aus ihnen wieder zusammensetzen läßt, — ein großartiges Naturbild der Einheit Gottes und des in seiner Einheit beschlossenen Reichthums absoluten Lebens.

Als im Anbeginn das Licht mit der Intensität, welche allen schöpferischen Anfängen eigen ist, in die finsternen Nebel hereinbrach, welche auf den Urgevässern lagerten, da zeigten sich alle die Farbenercheinungen, welche das Licht begleiten, wenn es durch trübe Medien langsamer oder schneller hindurchgeht oder auch zurückgeworfen wird; an einigen Punkten flossen das kurzwellige violette, blaue und grüne Licht zu Blau zusammen, und an anderen Punkten, wo die trüben Schichten dicker waren, steigerte sich ihre Färbung von Gelb und Gelbroth und Roth bis zu Weiß. Es war der erste Tagesanbruch, unmittelbar gewirkt durch Gott, die Sonne der Sonnen. Die Erde war aus dem Chaos noch nicht hervorgebildet; Meer, Atmosphäre und Festland waren noch nicht geschieden; die für die Erdwelt bestimmten Lichtquellen, deren Reigen die Sonne führt, waren noch nicht entstanden. Aber das Licht war nun da, Gottes Erstgeborener, und mit ihm die Farben, des Lichtes Kinder. Alle Wesen, die fortan ins Dasein traten, hatten mit ihren besonderen Formen zugleich ihre besonderen Farben. Und als die aufsteigende Scala organischer und belebter Wesen mit dem Menschen zur höchsten Staffel gelangte, da wurde des Menschen Leib ausgezeichnet durch jene mannigfaltigste Farbe, deren Wiedergabe, die sogenannte Carnation, eine der schwierigsten Aufgaben des Malers ist, und welche zumal in der Hohenliebe (5, 10) feiert, indem sie ausruft: „Mein Freund ist weiß und roth“; diese Fleischfarbe wurde noch gehoben durch die Farbe der Augen und des Haares, und vermannigfaltigt durch den durchscheinenden Glanz der Nägel, welcher dort im Hohenliede (5, 14) mit Topazen, und das durch die Haut blau durchschimmernde Geäder, welches dort mit Saphiren, eingelegt in Eisenbein, verglichen wird. Rings um den Menschen aber prangte der nun vollendete Kosmos in allen Farben, von dem Blumenteppeich unter seinen Füßen bis zu dem Farbenwechsel der auf- und untergehenden Sonne und den des Nachts in verschiedenfarbigem Lichte strahlenden Gestirnen. Blicke er nach Sonnenaufgang den Himmel über seinem Haupte an, so wölbte er sich über ihm in tiefem Blau, welches nach den Enden des Gesichtskreises hin in Hellblau überging und mehr und mehr ins Weiße verichmolz, und blickte er unter sich, so waren Thautropfen ihr regenbogenartiges Farbenspiel in seine Augen zurück und auf frischem Grün mannigfachster Helligkeits- und Sättigungsgrade traten ihm die Pflanzen in der unerforschlichen Fülle ihrer Formen und Farben entgegen — auch die Vögel, die ihm von den Bäumen und aus den Lüften entgegenwitscherten, die Fische, die in dem Strome auf- und niederplätscherten, die ganze Thierwelt, die ihn umgab, war von dem Lichte je nach der Zusammenlegung ihrer Körper mit den erfahrungsreichsten Farbenkombinationen ausgestattet. Die ganze Naturwelt lag vor dem Menschen wie ein ausgeschlagenes Buch mit bunten Lettern und Bildern. Diese unbegrenzte Menge von Farbenempfindungen mit Einem Male in sich anzunehmen war ihm schlechterdings unmöglich. Die Menschengeschichte hat ja, obwohl menschlich und nicht thierisch, doch mit dem Kindheitsstandpunkte begonnen. Beobachtung der Dinge und Benennung des Beobachteten haben in jedweder Beziehung ihre Geschichte. Auch der Farben Sinn der Menschheit hat sich nur nach und nach ausgebildet. Ein Beispiel für diese allmähliche Entwicklung ist das Blau des Himmels. Wir alle wissen es zu unterscheiden und zu benennen, und wo wäre ein neuerer Dichter, der dieses Blau nicht besänge, wie J. G. Vos, wenn er von einem schönen Sonnenaufgang sagt: „Düstig in lauterer Bläue zerfloß wie Silber das Frühroth“, oder Wilt,

Jordan vom Morgenhimmel: „In reiner Bläue hoch im Osten stand der Morgenstern, der Himmelsbiamant“, oder Graf Platen von bewaldeten Bergen: „Des Himmels Blau, der Sonne Gold verschweben um eure Wipfel“, oder Geibel von einem schönen Tage: „Lau war die Luft, der tiefe Himmel blaute“. Aber die bewußte Wahrnehmung und sprachliche Bezeichnung dieses Blau hat, um zum Durchbruch zu kommen, eines Verlaufs nicht nur von Jahrhunderten, sondern von Jahrtausenden bedurft.

In den Hymnen des altindischen Rigveda wird der Sonnenwagen als mit Perlmutter belegt, allfarbig und mit goldener Deichsel beschrieben, die Sonnenrosse als goldig oder auch strahlend in siebenfachen Farbenbunt, aber nirgends wird die Helligkeit des Tageshimmels, welche der Umchwung des Sonnengottes hervorbringt, als Bläue bezeichnet; die Sprache hat für Blau des Wort nila, sie benennt danach den Farbstoff der Indigopflanze, die Farbe der blauen Wasserrose, die Farbe des See- und Flußwassers, nie aber die Farbe des Tageshimmels. Auch der altperische Avesta rühmt nirgends die Himmelsbläue. Die nordsemitischen Sprachen haben nicht einmal ein Eigenschaftswort für Blau, auch das Aegyptische besitzt keines, obwohl die Aegypter, wie auch die Babylonier und Assyrer blaue mineralische Farbstoffe kannten. Anderwärts, wo man ein Wort hat, gebraucht man es nicht vom Himmel. Trotz der lachenden hellenischen Himmelsbläue bezeichnen weder die homerischen Gesänge noch überhaupt die klassische griechische Literatur den Himmel jemals nach dieser seiner Farbe; violenblau oder cyanblau heißt das Meer, nirgends aber bei einem der alten griechischen Dichter der Himmel. Auch in der alten Edda finden wir den klaren heiteren Himmel nicht nach seiner Farbe benannt; bla, d. i. blau wird das Meeresgewoge, wird dort der Mohr genannt, nicht aber der Himmel. Ebenso ist das althochdeutsche blao (plao; blau, plau) als Attribut des Gewässers und der Nacht bezeugt, nicht als Attribut des Himmels.

Fragen wir nun, einstweilen von der alttestamentlichen Schrift absehend, seit wann die menschliche Literatur von dem blauen Himmel zu reden begonnen hat, so scheint, wie in anderen Dingen, so auch hier den Chinesen die Priorität zuerkant werden zu müssen. Denn nach dem Befunde meines Freundes Victor von Strauß und Torney, welcher, von mir um Belehrung angegangen, die über die sieben vordchristlichen Jahrhunderte zurückreichenden Schriftwerke der Chinesen durchsichtet hat, um die dortigen Ausdrücke für Blau und Grün zu untersuchen, findet sich da neben huan (ngun), welches Blau, aber zugleich die verschiedensten dunkeln Farbtöne bis zum eigentlichen Schwarz herab bezeichnet, das Farbwort thsang (thong), welches in unzweideutiger Weise die Himmelsbläue bezeichnet; der Himmel heißt im Schi-king, einer Sammlung von Liedern aus der Zeit von etwa 1700—618 v. Chr., das gewölbte Blau (khiung thsang), wie auch in der jüngeren Sprache das regierende Blau (kian thsang). Eben dieselbe Benennungsweise des Himmels begegnet uns (und ich wüßte nicht wo anderwärts und früher) bei den ältesten lateinischen Dichtern seit dem dritten Jahrhundert. Sie gebrauchen das Farbwort caeruleus, welches auch von Grünem gesagt wird, aber wenigstens vorzugsweise Blau bezeichnet, vom Himmel. Rävius nennt ihn concavum caeruleum das blaue Gewölbe, wie später der christliche Dichter Synesios *zwarávroz* den cyanblau gewölbten, und Ennius *caerulea templa* die blaue Gotteswohnung. Seitdem ist caeruleus bei den lateinischen Dichtern ein beliebtes malerisches Beiwort des Himmels. Daß dann weiterhin auch in dem christlichen Sonnenliede der jüngeren Edda und in der mittelhochdeutschen Poesie der blaue Himmel vorkommt, läßt sich erwarten. Aber dieser Fortschritt des Farbensinns ist nicht überall der gleiche. Für die arabische Poesie ist die Himmelsbläue wie nicht vorhanden. Der heitere Tageshimmel gilt als weiß. Erst die jüngere Sprache hat für Himmelsblau die Bezeichnung samawi, d. i. himmelfarbig. Wissenschaftliche altgriechische Schriftsteller sagen in gleichem Sinne *asrinos*, d. i. luftfarbig — also statt eigentlicher Farbwörter Surrogate solcher.

Wie langsam sich die Aufnahme des Himmelsblau in Bewußtsein und Sprache entschied, zeigen die römischen und byzantinischen Wagenrennen, ein Bestandtheil der circensischen Spiele.

Die Geipanne zerfielen da in vier Partien (factiones), welche sich durch die vier verschiedenen Farben kennzeichneten, in welche die Wagenlenker gekleidet waren: eine grüne prasina, eine weiße alba, eine blaue veneta (benannt nach der Farbe des Meeres an der Küste, welche das alte Venedig bewohnte) und eine rote russata. Die blaue Faction war dem Kronos (Saturn) geweiht, der auch indisch nilavāsas, der blauegekleidete zubenannt wird, oder dem Poseidon, dem Beherrscher des cyanfarbigen Meeres, so daß die Schiffer es als ein ihnen günstiges Zeichen ansahen, wenn die blaue Faction siegte, und die Landleute, wenn die grüne. Später sah man in dem Circus ein Bild des Jahreskreises und deutete die vier Farben auf die vier Jahreszeiten, aber weit entfernt, das Blau auf den Sommer mit seinem überwiegenden Himmelsblau zu beziehen, bezog man es vielmehr auf den wolfigen Winter. Oder man deutete auch die vier Farben auf die vier Elemente, aber weit entfernt, das Blau der Luft zu geben, gab man vielmehr der Luft das Weiß und das Blau dem Wasser. Daß das Blau dem Himmel gegolten habe, kommt nirgends zu reiner Aussage. Es werden nur vereinzelte dahin gehende Stimmen laut, darunter Tertullianus, welcher unentschieden sagt, daß man es dem Himmel und dem Meere (caelo et mari) geweiht habe.

Einen anderen Beleg dafür, daß der Sinn für das Blau des Himmels sich nur erst sehr spät herausbildete, bietet uns die Talmud- und Midraschliteratur da, wo sie das Purpurblau der Schaufäden und des Tuchs, mit welchem die Bundeslade auf der Wanderung bedeckt werden soll, bespricht. Auf die Frage, weshalb das Purpurblau oder die Hyacinthfarbe vor andern Farben ausgezeichnet sei, wird geantwortet: deshalb, weil der Hyacinth gleicht dem Meere und das Meer gleicht dem Himmelsfirmament. Anderwärts wird sogar noch das Pflanzengrün dazwischen geschoben: der Hyacinth gleicht dem Meere und das Meer gleicht den Kräutern und Bäumen, und diese gleichen dem Himmelsfirmament. Blau und Grün fließen hier zusammen, sowie Blau und Schwarz, wenn Raschi, der Glossator des Talmud, bemerkt: der Hyacinth gleicht dem Himmelsfirmament, wenn es sich schwärzet zur Abendzeit. Zwar zeigt sich schon Ambrosius nach dem Vorgang Columellas auf richtigen Wege, wenn er sagt, der Hyacinth stelle die Farbe des heiteren Himmels dar. Aber nimmt man alle diese Aussagen zusammen, so geht daraus hervor, daß man noch in nachchristlicher Zeit bis in das Mittelalter hinein das Blau weder von Grün noch von Schwarz recht zu unterscheiden wußte.

Wie kommt es, daß das Blau seinem Farbenscharakter nach so spät erst unterschieden und benannt wird? Ein geistreicher Ophthalmolog, Hugo Magnus in Breslau, hat aus dem Entwicklungs gange des Farbensinns den Schluß gezogen, daß die Menschen früherer Zeiten überhaupt noch nicht Farben sahen, daß dem Farbensinn der Lichtsinn, d. h. der Sinn für verschiedene Lichtquantität, aber noch nicht verschiedene Lichtqualität vorausgegangen sei, und daß die als organischer Fehler vielen Menschen angeborene Farbenblindheit auf einer Entwicklungshemmung beruhe, welche die Netzhaut in jenem noch unentwickelten ursprünglichen Zustande festhalte. Aber diese Ansicht gibt der Entwicklung einen rudimentären Anfang, welcher historisch unabweisbar ist, und faßt den Entwicklungs hergang einseitig physisch. Nehmen wir den erwachsenen Menschen, so finden wir Empfänglichkeit für Farbenempfindungen schon bei den unskulturtesten Völkern; sie lieben es, sich roth oder gelb anzumalen und dadurch zu verschönern. Und wie sollte die Netzhaut des Menschen jemals unempfindlich für Farbeindrücke gewesen sein, da selbst Insekten, welche Honig oder Blumenstaub sammeln, sich, wie man beobachtet hat, mehr durch die Farbe als durch die Form der Blumen einladen lassen, und farbiges sowohl als farbloses Licht in dem Stäbchen- und Zapfenmoos der Netzhaut des Frosches je nach der Art der Farbe verschiedene Wandlungen hervorbringt? Darans aber, daß die alten Farbensinnsnamen nur die Gegensätze von Helligkeit und Dunkel ausdrücken und innerhalb dieser Grundbegriffe hin- und her schwanken, läßt sich nicht die Folgerung ziehen, daß die Netzhaut des alterthümlichen Menschen nur die Lichteffekte und noch nicht die Farbentöne zu unterscheiden fähig gewesen sei.

Denn auch heute noch wie nach Jahrtausenden ist die menschliche Sprache schlechthin unvernünftig, das Bild einer Farbe in adäquatem Ausdruck widerzuspiegeln. Entweder bezeichnet sie die Farbe nach den Grundbegriffen von Hell und Dunkel, wie z. B. grün auf die Sanstrittwurz ghar hell sein zurückgeht, womit lateinisch germen Sproß, englisch grow wachsen zusammenhängt, oder nach der Ursache deren Wirkung sie ist, wie z. B. braun mit brennen zusammenhängt, oder nach irgend einem Dinge, an welchem diese Farbe haftet, wie z. B. roth so viel als blutfarbig ist, denn radhira bedeutet im Sanskrit das Blut. Ueberhaupt ist kein menschliches Wort der in reinem Spiegel aufgefangene und vollständig wiedergegebene Eindruck der Sache. Es ist immer nur eine fragmentarische Bezeichnung der Sache nach einem Merkmal oder nach einer Analogie. So bedeutet z. B. Baum, das womit man baut. Aber es gibt auch noch andere Baumaterialien. Das Wort deckt sich also nicht mit der Sache. Der Schieferstift eines Kindes, welches das Bild eines Baumes auf die Tafel kriegt, leistet mehr als die menschliche Sprache. Nicht bloß Gotte, sondern auch der Welt der Dinge gegenüber sind wir nur Vallenbe. Unsere Worte sind armselige Chiffren.

Wenn nun aber Lichtsinn und Farbensinn nie ohne einander gewesen sind und die Sprache in unmittelbarer Beziehung der Farbe bis heute über die Gegensätze des Lichts und Dunkels nicht hinauskommt, so wird die Entwicklung des Farbensinns, d. h. die Umlegung der Farbeindrücke in Empfindung, Wahrnehmung und Bezeichnung gleichen Gesetze folgen wie alle menschliche Entwicklung: dem Geize des Fortschritts vom Groben zum Feinen, vom Hervortretenden zum Zurücktretenden, vom Nahen zum Fernen. Daß das Kind, wenn man ihm gelbe leuchtende Farben, etwa Roth, vorhält, diese alsbald fixirt, während die lichtschwächeren und die sogenannten unbestimmten Farben es theilnahmslos lassen, hat darin seinen Grund, daß seine Seele sich noch in einem Halbchlummerzustand befindet, in welchem sie nur durch starke Eindrücke erregt wird. Darum ist auch die Aufmerksamkeit der Menschheit mehr durch die Licht- und Farbeindrücke des Feuers, des Morgen- und Abendroths, der Sonne, des Mondes und der Sterne gefesselt worden, als durch die Himmelsbläue. Roth und Gelb machten den Anfang. Plinius hat gewissermaßen recht, wenn er sagt, daß die älteste Bevorzugung dem Gelb zukommt. Roth und Gelb und besonders die Orangefarbe des Feuers übten auf die Menschen die erste fesselnde Wirkung. Ein indischer Spruch, welcher Aether, Luft, Feuer, Wasser und Erde als die fünf Elemente aufzählt, gibt dem Aether die Eigenschaft des Schalls, der Luft die Eigenschaften des Schalles und der Fühlbarkeit, dem Feuer die Eigenschaften des Schalls, der Fühlbarkeit und der Farbe, datirt also die Farbe vom Feuer. Homer gibt der Eos Arofungewand und Rosenfinger, hebt also Gelb und Roth an der Färbung des Morgenhimmels hervor. Ehe man sieben Regenbogenfarben zählte, zählte man nur drei. Der Regenbogen ist nach der Gdda eine dreifarbige Brücke zwischen Himmel und Erde, und hervorgehoben wird das Roth als gleich brennendem Feuer. In Gelb kleidete sich bei den Römern die Braut und roth bemalte sich der Triumphator. Gegen die mächtigen Lichteffekte dieser zwei Farben erschien Blau als dunkel und Grün als fahl. Im ganzen und großen bewährt sich der von Magnus skizzirte historische Beweis, daß die Entwicklung des Farbensinns der Aufeinanderfolge der prismatischen Farben entspricht, indem sie bei dem rothgelben Ende begannen hat und erst spät bei dem blauviolethen angelangt ist. Uebrigens ist die Entwicklung des Farbensinns der Völker nicht zugleich auch die Entwicklung des Farbensinns aller Einzelnen. Das Blau ist auch heute noch die schwache Seite des Farbensinns vieler. Ihr Auge hat aus Mangel an Aufmerksamkeit und Übung nicht die hierfür erforderliche Funktionsfähigkeit. Man darf behaupten, daß die meisten Menschen Blau, Indigo und Violet nicht zu unterscheiden wissen. Die Frage, wie sich das Blau des Nittersporn, der Kornblume, der Wiesenanemone, des Bergfarnweinnicht unterscheidet, werden die meisten nicht anders zu beantworten wissen, als daß sie die eine Blume hellblau und die andere dunkelblau nennen. Um nun aber gar Viole, Violet und Penée, d. i. das Blau des Hollunders, des Veilchens und des Stiefmütter-

hens zu unterscheiden, muß man Interesse für Modifarben besitzen und etwas mit der Färberei bekannt sein.

Unfähig, die mannigfachen Sorten des Blau direkt nach ihrem Eindruck zu benennen, zieht die Sprache die Naturgegenstände, welche diese Farbensäume anzeigen, zur Vergleichung herbei. Vila ist die Blütenfarbe des Ulm, so heißt auf türkisch der Hollunder oder die Syringa; Azur ist die Ultramarinfarbe des Lazursteins; pavonazzo im Italienischen ist die ins Rötliche spielende blaue Schillerfarbe der Pfauenfeder etc. Wenn wir den völlig reinen Tageshimmel über unserem Haupte seiner Farbe nach bezeichnen wollen, so dürfen wir nicht sagen: er ist himmelblau, denn das wäre eine Tautologie und nicht einmal genau; wir müssen sagen: er ist ultramarinblau, wir können sein Blau also nicht anders als vergleichungsweise benennen, und da die Helligkeitsgrade je nach Witterung, Jahreszeit und Klima sehr verschieden sind, so müßten wir, um den Farbenton genau zu bestimmen, den zur Messung der Himmelsbläue erfundenen Cyanometer zu Hilfe nehmen und die entsprechende Ziffer der 51 blauen Farbentöne dieser in so viel Felder getheilten Platte angeben. Was die Sprache durch ein unmittlbares Wortbild nicht zu leisten vermag, muß sie durch Vergleichung oder Ziffer ergänzen. Auch schon der allgemeine Farbname Blau ist ein solcher Rothhebel, und noch dazu ein recht komischer. Alle neuere Lexikographen des Alt- und Mittel- und Neuhochdeutschen, wie Grass, Lexer, Müller-Barnede, die Gebrüder Grimm, Weigand stellen das Eigenschaftswort blau zu dem Zeitwort bleuen, althochdeutsch bliuwan (pliuwan), bliuan, mittelhochdeutsch bliuwan, bliuven, welches wie griechisch *glauein*, lateinisch *fligere* schlagen bedeutet. Wenn jemand mit einem stumpfen Instrument gewaltthätig geschlagen wird, so zerreißen die Weichtheile unter der Haut, das Blut ergießt sich in sie und die Haut wird von dem durchscheinenden Blut blau gefärbt. Blau ist demgemäß die Farbe der in Folge heftigen Schlagens oder Stoßens blutunterlaufenen Haut. Erst von da aus verbindet sich mit dem (auch in Luthers Bibelübersetzung zweimal vorkommenden) Zeitwort bleuen rückwirkend der Begriff des Blauschlagens, so daß wir nun das Bläuen der Wäscherin, welche mittelst des sogenannten Neublans die Wäsche bläuet, und das Bläuen des Schulmeisters, welchen Klopftuch definiert als „den Wuchsthirer, welcher die Wichter bläuet“, in der Schreibung und wohl auch in der Vorstellung nicht mehr unterscheiden. Auf so sonderbarem Umwege haben die germanischen Völker ein Wort für die blaue Farbe und insbesondere für die Farbe des unbewölkten Himmels gewonnen: sie haben sich das Wort für Blau erprägt oder, um es etwas edler auszudrücken, sie haben es sich mit der Faust erobert. Ein Gefühl des Zusammenhanges verrät sich noch, wenn wir bei Jakob Ayrer, dem berühmten Dramatiker des 16. Jahrhunderts, die Drohung lesen: oder ich schlag dich himelblau.

So schwer ist es menschlicher Reflexion und Sprache geworden, die Empfindung des Blauen zu fixieren und auszudrücken. Wir haben in Skizzirung dieses langsame und schwerfälligen Entwicklungsganges die heilige Schrift alten und neuen Testaments bisher außer Betracht gelassen. Jedoch haben wir bereits bemerkt, daß die nordsemitischen Sprachen, zu denen das Hebräische gehört, gar nicht so weit gekommen sind, ein Eigenschaftswort für blau anzuprägen, und daß auch die griechische Sprache wenigstens eine spezifische Benennung der Himmelsbläue nicht besitzt. Wir dürfen also nicht erwarten, daß irgendwo in der alt- oder neutestamentlichen Schrift der Himmel blau genannt werde; die Sprache der heiligen Schriftsteller hatte dafür kein Wort. Wo wir von Himmelsbläue reden, sagt die Schrift Himmelsglanz, Himmelschöne, Himmelsheitere. Was Goethe mit Verwendung des deutschen Farbwortes ausdrückt: Wenn der Reiter, Wolken tragend, Und ein Orwind, sie verjagend, Mit dem klaren Tage streitet, Bläue Sonnenbahn bereitet, das sagt Horaz ohne Farbwort: „Wie das Gewölk der Süd abstreift vom düsteren Himmel Ost mit erhellendem Hauch.“, und das Buch Hiob (26, 13) sagt es gleichfalls ohne Farbwort unnochahmbar kurz in drei majestätischen Worten heracho schamajim schifra, d. h. sein Windhauch schafft Himmelschöne. Aber obgleich die Bibelsprache über kein Eigenschaftswort

für blau verfügt, so bewährt das Buch der Bücher doch auch darin seine Einzigartigkeit unter den Literaturen der Völker, daß es indirekt der Himmelsbläue das herrlichste und schönste Zeugniß gibt. Denn in der Geschichte der Sinaigesetzgebung wird erzählt, daß, nachdem Israel die Grundgesetze vernommen und das Versprechen des Gehorjams geleistet hatte und durch Besprengung mit dem Bundesopferblute zum Bundesvolke geweiht war, Mose, Aaron und die andern Vertreter Israels, göttlicher Weisung folgend, den Sinai bestiegen, und da saßen sie, wie wir 2 Moj. 24, 10 lesen, den Gott Israels und „unter seinen Füßen gleich einem Werke durchsichtigen Saphirs und gleich der Substanz des Himmels an Reinheit“. Dem Volke hatte die Herrlichkeit Gottes ihre Gegenwart kund gegeben in der Wolke, welche den Berggipfel bedeckte und aus welcher Feuer flammte; denn im Gelehe offenbart sich Gott als verzehrendes Feuer. Aber seine heilige Strenge hat zur Innenseite seine heilige Liebe, und von dieser sollen die Vertreter Israels jetzt wo der Bund geschlossen war einen Eindruck bekommen. Deshalb erblickten sie über sich den Standort Gottes wie aus durchsichtigem Saphir gebildet und gleich der Substanz des Himmels an Reinheit, d. i. so rein wie den durchsichtigen Himmel ohne die Spur einer Wolke dazwischen. In Esaias gestalt- und farbenreicher Vision des göttlichen Cherubwagenthrons, durch die er zum Propheten geweiht wird, wiederholt sich das Saphirbild der Gesetzgebungsgeschichte. Auf den Säulen der throntragenden Wesen schwebt das Firmament wie ein riesiger Kristall, und über dem Firmament zeigt sich ein Thron wie Saphirstein, und auf diesem ein Thronender wie in Menschen-gestalt, von den Hüften aufwärts blendend wie Elektrone, von den Hüften abwärts glühend wie Feuer, und um ihn herum wie der Glanz des Vogens im Gewölk am Regentage.

Wenn hier der Thron des himmlischen Königs wie Saphir erscheint, so liegt die Gleichung saphirblau = himmelblau unter, welche 2 Moj. 24, 10 ausdrücklich vollzogen wird. Beide Visionen fordern den durchsichtigen Saphir, der um so höheren Werth hat, je tiefer sein Blau ist. Saphir heißt bei den Alten aber auch der Lazurstein, welcher sich von jenem durch Undurchsichtigkeit und durch die, wie es scheint, im Buche Hiob 28, 6 erwähnten eingeprengten goldigen Punkte unterscheidet. Er ergab, geklärt und gepulvert, das alte echte Ultramarin. Sein Name lagverd, lathword, lazword ist aus dem Persischen und Arabischen in der Form lazur oder azur ins Abendland herübergewandert. Seitdem dient bald dieser bald jener blaue Stein zur Bezeichnung der Himmelsbläue. Ein rocht saphir, sagt der Meisterfinger Rusecablut, ist himelblä. Und ein Gedicht in Wafmanns Denkmälern sagt von dem Himmel bei schönem Wetter: der himel der vin war unde lasürbla.

Obgleich also die heilige Schrift den Himmel nicht geradezu blau nennt, weil die Sprache ihr kein Wort dafür bot, so sind es doch die heiligen Bücher alten Testaments, welche schon vor Abfassung der heiligen Bücher der Chinesen den Himmel in schönster bedeutungsvoller Weise mit Beziehung des Saphir als blau bezeichnen, und zwar den Himmel, in dessen wolkenlose reine Tiefen sich das Auge des Beters verjunkt, um der Stätte Gottes, um dem Throne der Gnade sich zuzuwenden. Wir verstehen's nun, wenn der Gottesstadt, welche jetzt die Glende ist, über die alle Wetter gehen, im Buche Jesaja (54, 11) verheißt wird: „Siehe, ich will deinen Grund mit Saphiren legen“. Saphirblau ist Himmelsblau, Blau ist die Farbe der von der Sonne geklärten Atmosphäre, durch welche die dunkle Tiefe des Weltraums hindurchscheint, die Farbe des vom Unendlichen durchdrungenen Endlichen, die Farbe der Verjunktung des Ueberhimmlischen in das Irdische, die Farbe des Bundes Gottes und der Menschen. Uns gilt Blau gemeinhin als Farbe der Treue. Schon im Mittelhochdeutsch ist bla symbolisch so viel als staete und staetekeit. Mittelf. welcher Apperzeption es diese Bedeutung gewinnt, zeigt das Sanskrit, wo der in seiner Juncigung Beständige so umwandelbar heißt wie die Indigofarbe, die nicht nur schön, sondern auch dauerhafte. In der biblischen Symbolik aber verbindet sich mit Blau die Vorstellung des blauen Himmels und mit dem blauen Himmel die Vorstellung der aus ihrer geheimnißvollen Ferneitigkeit herausretenden und gnädig zur Kreatur sich herablassenden Gottheit.

XXXII. Geheimrath von Ladalinski.

Das Haus, das der Geheimrath von Ladalinski bewohnte, lag in der Königsstraße, der alten Berliner Gerichtslaube schräg gegenüber. Es war ein aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts stammender, damals auf Geheiß König Friedrichs I. aufgeführter Spätrenaissancebau, der an seiner Fassade durch mannigfache geschmacklose Restaurationen gelitten, im Innern aber seine frühere Stattlichkeit vollkommen beibehalten hatte. Namentlich galt dies, neben Hof und Treppe, von dem ganzen ersten Stock, in dem die Empfangs- und Gesellschaftsräume lagen. Hier zeigten sich noch jene Stuckornamente, die den Barockbauten Schlüters so viel Reiz und Leben liehen, und vom Plafond herab grüßten, wenn auch stark nachgedunkelt, die großen nach Giulio Romanoschen Originalen im Corte reale zu Mantua ausgeführte Deckenbilder, mit denen der prachtliebende König den ganzen ersten Stock hatte dekoriren lassen. An diese Gesellschaftsräume schlossen sich nach rechts und links hin zwei kleinere Zimmer, einseitig mit breiten Wandflächen, die, weil mehr benutzt, auch mehr eingebüßt und von ihrer ehemaligen reichen Ausschmückung nur die Deckenbilder, darunter ein „Nacht und Morgen“ und einen „Sturz des Phaeton“ gerettet hatten.

Das eine dieser beiden kleineren Zimmer war das geheimrathliche Arbeitskabinet, dessen der Thür gegenüber befindliche Längswand von zwei hohen, eine ganze Registratur bildenden Altentischen eingenommen wurde. Zwischen diesen Realen auf einem freigebliebenen Wandstreifen hing das Bildniß einer schönen jungen Frau, deren Ähnlichkeit mit Kathinka unverkennbar war. Dasselbe ins röthliche spielende, kastanienbraune Haar, vor allem derselbe Augenausdruck, so daß das einzige, was abwich, das milder scharfgeschnittene Profil, als etwas gleichgiltiges erscheinen konnte. Durch die halbe Länge des Zimmers hin zog sich ein großer Arbeitstisch; er stand so, daß das Auge des Geheimraths, wenn er aufsaß, das schöne Frauenporträt treffen mußte. Im übrigen hatte das Kabinet manches, was an die Einrichtung eines Junggesellenzimmers erinnerte. Neben dem altmodischen, mit Bildern aus der biblischen Geschichte geschmückten Den machte sich ein zientlich großer, aber flacher und mit rothen Tischfüßen angefüllter Korb bemerkbar, der einem englischen Windspiel als Lagerstätte diente, während in einem in der Fensternische stehenden Glasbassin mehrere Goldfischchen ihr munteres Spiel trieben. Die halb herabgelassenen Nonleang dämpften ohnehin nur mäßig das einfallende Licht; alles war Wärme und Behagen.

Die kleine Pendule schlug eben zehn, als der Geheimrath eintrat, ein Sechsziger, groß und schlant, das kurzgeschchnittene graue Haar voll und dicht nach oben gerichtet. Er trug einen weichenfarbenen Sammtschlafrock, unter dem er sich in bereits sorglichster Toilette zeigte. Seine Haltung, vor allem die Adlernase, gaben ihm etwas entschieden Distinguirtes. Das Windspiel drängte sich an ihn, um ihn respektvoll aber verdrießlich zu begrüßen, und zog sich dann zitternd, während das Glöckchen an seinem Halse hin und her tingelte, wieder in seinen warmen Korb zurück. Der Geheimrath seinerseits schritt auf das Bassin zu, um die Fischechen mit einigen Krumen und Insekteneiern zu füttern; er verweilte minutenlang dabei und nahm dann Platz an seinem Arbeitstisch, auf dem amtliche Schreiben, auch mehrere Zeitungen, darunter englische und französische, ausgebreitet lagen. Er pflegte zunächst alles Gelesene zu erledigen; heute hielt er sich zu den Zeitungen und nahm den Moniteur.

Ueberlassen wir ihn auf eine Viertelstunde ungehört seiner Lektüre und erzählten, während er sich in Empfangsfeierlichkeiten und Loyalitätsadressen vertieft, einiges aus seinem Leben. Alexander v. Ladalinski war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf dem den Mittelpunkt der gleichnamigen Herrschaft bildenden Schlosse Bjalanowo geboren. Die nächste größere Stadt, aber doch mehrere Meilen entfernt, war Czenu-

stochau. Einige der zur Herrschaft gehörigen Güter zogen sich westlich und griffen mit ihrem Hauptbestande ins Herzogthum Schlesien hinüber, das eben damals preussisch geworden war.

Der junge Ladalinski empfing eine sorgfältige Erziehung, ging, um diese zu vollenden, erst nach Paris, dann nach Wien und hatte, dreißig Jahre alt, eben die Verwaltung seiner Güter übernommen, als die Verhältnisse des Landes ihn in die politischen Kämpfe hineinzogen. So wenig er diese Kämpfe liebte, so gewissenhaft führte er sie durch, nachdem er erst in dieselben eingetreten war. Er sah im Reichstag und zählte zu den hervorragendsten unter den Führern der antirussischen Partei. Schon damals sprach sich in seiner Haltung eine bei mehr als einer Gelegenheit hervortretende Hinneigung zu Preußen aus. Diese Hinneigung, vielleicht auch der schon erwähnte Umstand, daß ein Theil seiner Besitzungen dem preussischen Staatsverbanne zugehörte, war es wohl, was bei Veranlassung der Thronbesteigung König Friedrich Wilhelms II. seine Mission an den Berliner Hof veranlaßte. Er fand an demselben ein ihn auszeichnendes Entgegenkommen, besonders von Seiten des Ministers von Bischofswerder, in dessen Hause er sehr bald ein täglicher Gast wurde. Hier war es auch, wo er die junge Comtesse Sidonie von Pudogla kennen lernte. Was ihn vom ersten Augenblicke an mehr noch als ihre Schönheit bezauberte, war der heitere Uebermuth ihrer Laune, die mit grazvoller Rücksichtslosigkeit geübte Kunst, den Schaum des Lebens wegzuschürfen. Etwas Bedantisches, das ihm eigen und dessen er sich, in seinen jungen Jahren wenigstens, zu seiner eignen Unzufriedenheit bewußt war, ließ ihm diese Kunst ausschließlich im Lichte eines Vorzugs erscheinen. Ehe er Berlin verließ, wurde die Verlobung gefeiert; in der Weihnachtswochen folgte dann die Hochzeit, die, unter Theilnahme des ganzen Prinz Heinrichschen Hofes, von dem Bruder und der Schwägerin der Braut, dem Grafen und der Gräfin von Pudogla, in Rheinsberg ausgerichtet wurde.

Hatte schon die Hochzeitsfeier einen glänzenden Charakter gehabt, so noch mehr die Hochzeitsreise. Es war wie die Einholung einer Prinzessin. In jedem Rastplatze immer neue Ueberraschungen, die sich steigerten, je näher man dem Ziele kam. Endlich lag Bjalanowo vor ihnen, hoch, im Abenddunkel eben noch erkennbar, und als nun der vorderste Schlitten in die breite, winterlich kahle Avenue einbog, da wurden auf den vier dicken Rundthürmen vier große Feuer angezündet, in deren Schein jetzt der alte halbverfallene Backsteinbau dalag wie ein Schloß aus dem Märchen. Unter dem jubelnden Ruf aller Hinterassen fuhr das junge Paar in den Schloßhof ein.

Die Freunde, die der Gemahl über die glückliche Durchführung des von ihm selber angeordneten Schauspiels empfand, ließ ihn die Mienen seiner jungen Frau nicht aufmerksam beobachten. Er hätte sonst wahrnehmen müssen, daß sie für den eigentlichen Werth dieser Aufmerksamkeit kein Verständnis hatte; was sich an Liebe darin aussprach, entging ihr oder berührte sie nicht. Sie war ohne Dank.

Und in dieser Stimmung verharrete sie. Ihr Gatte, der sie heiter sah, glaubte sie glücklich; aber sie war es nur oberflächlich, und seine andere Verpflichtung kennend, als Genuß und Zerstreuung, erwichen ihr das in Aufmerksamkeit sich anbietende Entgegenkommen ihres Gemahls gleichförmig und ermüdend, und nur noch die von außen her herantretenden Huldigungen hatten Werth.

Es war ein Jahr nach der Hochzeit, als dem Hause ein Sohn geboren wurde. Er erhielt den Namen Pertubal, der von ältesten Zeiten her in der Familie heimisch und in jedem Jahrhundert wenigstens einmal glänzend vertreten war. Ein Pertubal von Ladalinski hatte den Zug gegen Zar Iwan mitgemacht, ein anderer dieses Namens war in der Schlacht bei Tannenberg, ein dritter unter Sobieski vor Wien gefallen. Es hieß, der Name sei tyrisch und stamme noch aus den Kreuz-

zügen her. Alle aber, wie sich aus den Urkunden ergab, hatten die Abfützung „Tubal“ dem vollen Namen vorgezogen.

Die Geburt eines Sohnes, während alle Welt Glückwünsche aussprechen zu müssen glaubte, wurde von Seiten der Mutter ausschließlich als eine Störung empfunden, die denn auch, als man ihr den Säugling reichte, von ihrem Lager aus erklärte, daß sie keine Kinder immer häßlich gefunden habe und ihrem eigenen zu Liebe keine Ausnahme machen könne. Das Kind erhielt eine polnische Amme mit einem rothen Kopftuch und einem noch rötheren Brustflaß und wurde sammt dieser, seiner Pflegerin, in den oberen Stod verwiesen; kaum aber, daß die Mutter ihren ersten Kirchgang gemacht hatte, so begann der ausgelassene Gesellschaftsverkehr aufs neue, den das „freudige Ereigniß“ nur auf Wochen unterbrochen hatte.

Unter denen, die auf Schloß Wjalanowo verkehrten, war auch Graf Mieluch, ein Gutsnachbar, klein, zierlich, mit langem rothblonden Schnurrbart, eine typische polnische Reiterfigur. Die Verwandtschaft seiner Natur mit der jungen Frau stellte von Anfang an eine Intimität zwischen beiden her, die mit voller Unbefangenheit sich gehend, von Labalinski wohl bemerkt aber nicht beargwohnt wurde. Er vertraute vollkommen; einzelnes, das ihm hinterbracht wurde, wies er als Klatsch und Neid zurück, und wenn nichtsdestoweniger von Zeit zu Zeit eine leichte Wolke seinen Himmel trübte, so wußte der Uebermuth der jungen Frau, die solchen Regungen der Eifersucht nur mit heiterem Spott begegnete, sein Vertrauen schnell wieder herzustellen. Er war glücklich, als Kathinka geboren wurde, doppelt glücklich, als er wahrnahm, daß seine Freude von seiner Frau getheilt wurde. In der That sah die junge Mutter anders auf dieses zweitgeborene Kind, als sie auf Tubal geblickt hatte; es wurde nicht in das obere Stockwerk verwiesen, blieb vielmehr in ihrer unmittelbaren Nähe, ja sie liebte es, an seine Wiege zu treten und sich, ohne daß ein Wort über ihre Lippen gekommen wäre, seines Anblicks zu freuen. Sah sie sich selbst in ihm?

Das war im Frühjahr 1792. Ein ungetrübter Sommer folgte, aber als der Herbst kam, brach ein Glück zusammen, das von Anfang an nur ein Schein gewesen war. Es geschah das, was in gleichen Fällen immer geschieht: das Verbotene des letzten Zwanges müde, fand eine Befriedigung darin, sich vor aller Welt zu entdeden.

Die Art der Ausföhrung entsprach dem Charakter der jungen Frau. Es war eine Fuchsjagd bei Graf Mieluch angelegt, dessen weites, eine einzige große Fläche bildendes Gutsareal ein vorzügliches Terrain bot. Auch die Damen der Nachbargüter waren geladen, niemand fehlte; der Graf, zu seinen anderen gesellschaftlichen Vorzügen, hatte auch den Ruf eines glänzenden Wirths. Es war ein wundervoller Septembertag, der Himmel blank wie eine Glode, hier und dort eine Kiefern-schönung und am Horizont der spitze Kirchturm des nächsten Städtchens. Dabei windstill und die Sommerfäden zogen. Der Fuchs war bald aufgetrieben, und in glänzendem Zuge schossen Reiter und Reiterinnen über Wiesen und Stoppelfelder hin; jeder begierig den andern zu überholen. Nur die junge Frau von Labalinski hielt sich zurück, Graf Mieluch an ihrer Seite; beide schienen auf die Ehren des Tages verzichten zu wollen. Aber bald änderte sich das Bild; immer mehr Paare schieden aus der vordersten Reihe aus, und ehe eine Stunde um war, waren der Graf und seine Begleiterin noch die einzigen, die der Föhre folgten oder doch zu folgen schienen. Die Zurückbleibenden, ihnen nachschauend, waren entzückt von der Ausdauer der beiden Reiter, deren Gestalten, je mehr sie sich dem in blauem Dämmer liegenden Städtchen näherten, immer kleiner und schattenhafter wurden. Endlich schwanden sie ganz, und da Mittag heran war, beschloß man, auf das Schloß des Grafen zurückzukehren. Es verging eine Stunde, eine zweite und dritte; es kam der Abend und man wartete noch. Die Gäste brachen endlich auf, um auf ihre eigenen Güter heimzureiten. Unter ihnen auch Labalinski. „Also doch,“ klang es in hundertfältiger Wiederholung in seinem Herzen. Erst am dritten Tage wurde durch einen Boten ein versiegelter Zettel an ihn abgegeben: „Erwarte mich nicht zurück; Du siehst mich nicht

wieder. Es war ein Irrthum, der uns zusammenführte. Vergiß mich. Einen Kuß für das Kind. Sidonie von P.“

Das Blatt entfiel ihm. Jedes Wort eine Demüthigung, selbst ihre Namensunterzeichnung: Sidonie von P. Sie hatte also den Namen ihrer eigenen Familie wieder angenommen und strich die sechs Jahre, die sie an seiner Seite verlebt hatte, wie ein unbequemes Intermezzo aus. Er war niedergeschmettert und doch konnte er die kurze Forderung, die sie stellte, „vergiß mich“ nicht erfüllen. Zu eigner bitterer Beschämung gestand er sich, daß er sie, wenn sie zurückkehrte, ohne ein Wort des Vorwurfs oder der Erklärung, freudigen Herzens wieder aufnehmen würde. Der räthselhafte Zug der Natur war mächtiger in ihm als alle Vorstellung.

Er versiel in Trübsinn, bis die Schicksale seines Landes ihn herausrißen. Es bereiteten sich jene Ereignisse vor, die schließlich Polen aus der Reihe der Staaten strichen. Rußland machte seine Pläne, und diese zu vereiteln, darauf waren jetzt, wie die Anstrengungen aller Patrioten, so auch die seinigen gerichtet. Er schloß sich der Kosciuskoischen Partei an und entwarf eine liberale Verfassung, die den Beifall der Whigführer im englischen Parlamente fand; endlich, als die Waffen entscheiden mußten, trat er in die Armee. Was ihm an militärischer Erfahrung abging, wußte er durch Muth und Eifer zu erziehen. Es war keiner, dem Kosciusko mehr vertraut hätte, als ihm. Bei Szekozin hielt er bis zuletzt aus. Als nach dem unglücklichen Treffen bei Macinowice der Rückzug auf Praga ging, wurde ihm das Kommando der nur aus vier schwachen Bataillonen bestehenden Arrieregarde anvertraut. Mit dieien deckte er den Uebergang über die Silica zwei Stunden lang und benutzte die Zeit, während er nach jenseits der Brücke mit dem Feinde bataillirte, getheerte Strohkranze um die Holzpfähle legen und diese Kranze anzünden zu lassen. Die Brücke stand schon in Rauch und Flammen, als er die Trümmer seiner Bataillone glücklich hinüberführte. Die Russen drängten nach; eine schwache Abtheilung derselben, die gleich darauf gefangen wurde, gewann gleichzeitig mit ihm das Ufer. Als aber das Gros in geschlossener Kolonne folgte, brachen die halbweggebrannten Mittelpfeiler zusammen und alles, was auf der Brücke war, stürzte nach. Suwarow selbst hielt keine hundert Schritt von der Unglücksstätte. Es war die letzte glänzende Aktion im freien Felde; drei Tage später fiel Praga.

Labalinski legte sein Kommando nieder. Das „Finis Poloniae“ seines Kampfgenossen, wenn er es nicht sprach, so empfand er es doch. Es war ihm klar, daß das Land russisch werden würde, vielleicht mit einem Scheine von Selbstständigkeit. Dieser Gedanke war ihm unerträglich. Es gab kein Polen mehr; so beschloß er sich zu expatriiren. Er ging zunächst auf seine jenseits der Grenze gelegenen schlesischen Güter und stellte von hier aus dem preussischen Hofe seine Dienste zur Verfügung. Ein ungehend eintreffendes Schreiben Bischofsweders sprach ihm seine Freude über den raich und muthig gefaßten Entschluß aus und berief ihn, vorbehaltlich königlicher Genehmigung, in das auswärtige Amt. Diese Genehmigung erfolgte wenige Tage später. Die großen Flächen polnischen Landes, die gerade damals Preußen einverleibt wurden, wiesen die Staatsverwaltung darauf hin, solche Anerbietungen nicht abzulehnen.

In kürzester Frist hatte Labalinski sich in den neuen Verhältnissen zurecht gefunden. Seine mehr preussisch als polnisch angelegte Natur unterstützte ihn dabei; dem Unordentlichen und Willkürlichen abhold, fand er in dem Regierungsmechanismus, in den er jetzt eintrat, sein Ideal verkörpert. Was darin schädliches war, das überließ er oder erachtete es als gering, nachdem er die Nachteile eines entgegengesetzten Verfahrens so viele Jahre lang beobachtet hatte. Er war bald preussischer als die Preußen selbst. Die Auszeichnungen, die ihm zu Theil wurden, seine Missionen, erst an den Kopenhagener, dann an den englischen Hof, auf denen ihn Tubal, damals ein Kind noch, begleitete, trugen das ihrige dazu bei. Von London nach dem Tode des Königs und der Amtsniederlegung Bischofsweders zurückberufen, trat er, in dem richtigen Gefühl erst dadurch seine Staatszugehörigkeit zu beweisen, zum Protestantismus über. Er wählte die reformirte Kirche, weil es die

Kirche des Hofes war. Gewissensbedenken waren der Zeit der Aufklärung fremd. In dem Ansehen seiner Stellung änderte der Regierungswechsel nichts, wenn schon die Stellung selbst eine andere wurde; er schied aus dem auswärtigen Amt, um den Generaloberfinanzdirektorium, Abtheilung für die Domänen, zugewiesen zu werden. Seine landwirthschaftlichen Kenntnisse, die bedeutend waren, konnten hier eine vorzügliche Verwendung finden. Mit Uebernahme dieses Amtes war auch sein Wohnungszugewand in dem alten Palais in der Königsstraße verknüpft gewesen. Er bewohnte es jetzt seit fünfzehn Jahren, Kathinka war in demselben herangewachsen.

Ob ihn von Zeit zu Zeit eine Sehnsucht nach Bjalanowo und dem alten Schloß mit den vier Backsteinthürmen, an das sich die schönsten und die schwersten Stunden seines Lebens knüpften, beschlich, wer wollte es sagen! Kein Wort, das darauf hingedeutet hätte, kam je über seine Lippen. Er schien glücklich in seinem Adoptivvaterlande, vielleicht war er es auch, und fest entschlossen in seine alte Heimat, auch wenn derselben ihre staatliche Selbstständigkeit, wie es einen Augenblick schien, wiedergegeben werden sollte, nicht zurückzukehren, hielt er sich zu den prinzipialen Höfen, um von diesem festen gegebenen Punkte aus in allmächtig intimer werdende Beziehungen zu dem Adel des Landes hineinzuwachsen. Er lebte, mehr als er es sich gestand, nur noch der Durchführung dieser Pläne, in denen er sich übrigens durch seine Schwägerin „Tante Amélie“ unterstützt wußte, und sah deshalb nichts lieber als die Anwesenheit seiner Kinder in Hohen-Viez. Eine Doppelheirath mit einer alten märkischen Familie stellte den Schritt erst sicher, den er gethan hatte, und beruhigte ihn über die polnischen Sympathien Kathinkas, die, was immer der Grund derselben sein mochte, ihm kein Geheimniß waren.

Der Geheimrath hatte mittlerweile seine Lectüre beendet; er schob die Blätter bei Seite und klingelte. Ein eintretender Diener brachte die Chokolade, und ehe er noch das Zimmer wieder verlassen konnte, kam schon das Windspiel aus seinem Korbe herbei, diesmal nicht verdrießlich, und drängte sich an die Seite seines Herrn. Der Geheimrath lächelte und warf ihm die Bisquits zu, denen diese Härlichkeit gegolten hatte. Erst jetzt nahm er einen Brief wahr, der auf demselben Tablett lag und die charakteristischen Schriftzüge Tante Améliens zeigte. Er war einigermaßen überrascht. Erst am Abend vorher zu später Stunde waren Tubal und Kathinka von Schloß Guse zurückgekehrt, die Zeit sie zu begrüßen hatte sich noch nicht gefunden und schon war ein Brief da, der also die Reise nach Berlin ziemlich gleichzeitig mit ihnen gemacht haben mußte. Der Geheimrath erbrach das Siegel und las:

„Mon cher Ladalski! Tubal und Kathinka haben mich erst vor einer Stunde verlassen, mit ihnen à mon grand regret Demoiselle Alesste, deren Sie sich, mein Theurer, aus alten Rheinsberger Tagen entsinnen werden. Ich empfinde, ganz gegen meine Gewohnheit, eine Lücke und fülle sie am besten aus, indem ich über die Kinder spreche, deren Anwesenheit mir die letzten Tage so angenehm gemacht hat. Je mehr ich mich ihrer freute, et en effet plus je m'en réjouissais, desto lebendiger wurde mir wieder der Wunsch jener liaison double, die wir so oft besprochen haben. Ich habe mich ganz in die Vorstellung hineingelegt, Tubal in Guse schalten und walten und den alten Derfflinger, der unter meinen Händen nur eben sein Dasein fristet, auf seine alte Höhe gehoben zu sehen. Des Beistandes, dessen er dazu bedarf, darf er von Hohen-Viez aus sicher sein. Die schönen Frauen verschiedener Nationalität sind dort heimisch; meine Großmutter, avec un teint de lys et de rose, war eine Brahe, Verndts Frau eine Dumoulin, und es würde mich glücklich machen, diesen Kreis durch untern Liebling erweitert zu sehen. Vous savez tout cela depuis longtemps. Mais les choses ne se font pas d'après nos volontés. Des jungen Hohen-Viezer Volkes bin ich sicher, aber nicht des Hauses Ladalski. Kathinka nimmt Lewins Huldigungen hin, im übrigen spielt sie mit ihm; Tubal hat ein Gefühl für Renate, qui ne l'aurait pas? aber dieses Gefühl bedeutet nichts weiter als jenes Wohlgefallen, das Jugend und Schönheit allerorten einzuföhren wissen. So seh' ich Schwierig-

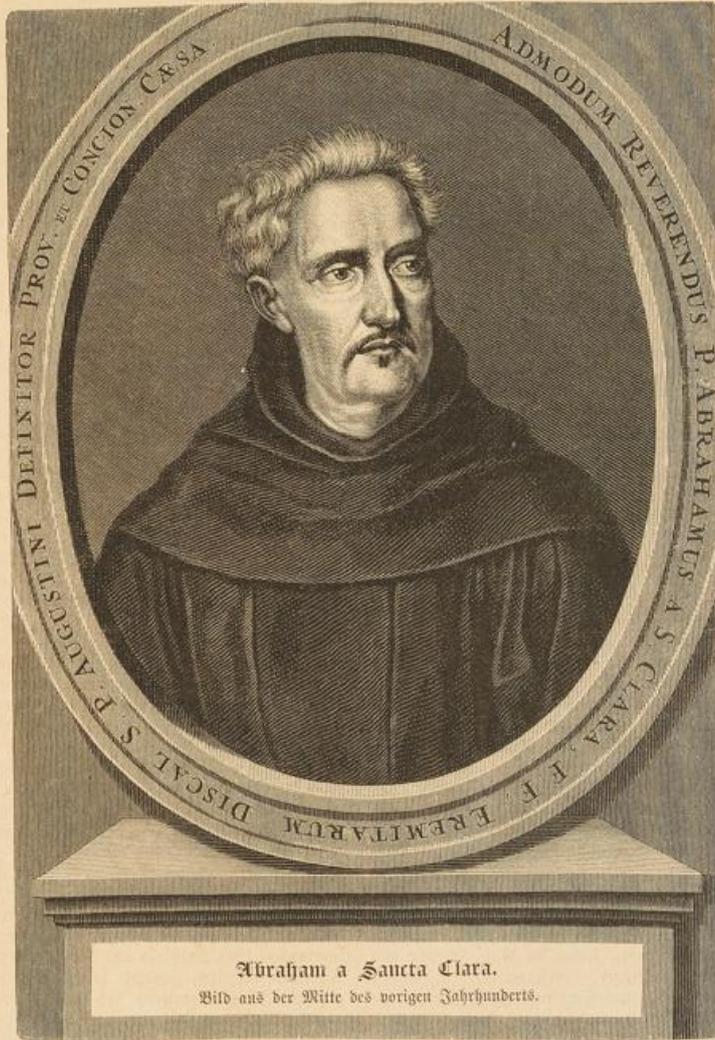
keiten, die mir bei Kathinka in der Gleichgiltigkeit, bei Tubal in der Oberflächlichkeit der Empfindung zu liegen scheinen. Et l'un est aussi mauvais que l'autre. Es ist offenbar, daß Kathinka eine andere Neigung unterhält; die Gegenwart des Grafen in Ihrem Hause stört unsere Pläne, und doch ist sie nicht zu ändern; alles was sich ziemt, ist Achtbarkeit und Vermeidung dessen, was das Feuer schüren könnte. Ihre Klugheit, mon cher beau-frère, wird das richtige treffen. Ich verspreche mir am meisten von Trennungen. Lewin muß aus seinem engen Kreise heraus; er muß vor allem die literarischen Akkuren abstreifen. Er nimmt diese Dinge gründlicher und ernsthafter, als sich mit dem Edelmannischen verträgt, das wohl ein Interesse haben, aber nicht sachmäßig sich engagieren soll. Bleiben wir in guten Beziehungen zu Frankreich, comme je souhaite sincèrement, so würde ich einen einjährigen Aufenthalt in Paris als ein Glück für ihn ansehen. Er würde das Weltmännische gewinnen, das ihm jetzt fehlt, und auf das Kathinka einzig und allein Gewicht legt. Et je suis du même avis. — Je faisais mention de la France. Mein Bruder würde mich auf Hochverrath verklagen, wenn er wüßte, daß ich von einer „Fortdauer guter Beziehungen“ gesprochen habe. Und doch ist es gerade sein Gebahren, was mich diese Wünsche noch mehr betonen läßt, als es ohnehin meinen Sympathien entspricht. Il organise tout le monde. Das ganze Oberbruch auf und ab schreitet er zu einer Volksebewaffnung, für die er hundert Namen hat: Landwehr, Landsturm und „letztes Aufgebot“. In seinem Eifer übersieht er, wie diese letzte Bezeichnung, anstatt Furcht einzuföhren, nur tragikomisch wirken kann. Drosselsteins hat er sich bemächtigt; von Bammie spreche ich gar nicht, der immer mit dabei sein muß, wenn es etwas gilt, in dem sich Thorheit und Waghalsigkeit den Rang streitig machen. C'est son métier. Es erheitert mich, wenn ich mir seine Groß- und Klein-Quirkdörfer als mittelmärkische Guerillas denke. Diese Dorfschaften, in denen im Durchschnitt keine sechs Jagdflinten aufzutreiben sind, wollen sich dem Marschall Ney entgegenstellen, à Ney, le héros de la Moskwa. Quant à moi, ich habe nur den Eindruck des Wahnsinns von diesem extravaganten Thun und hoffe, daß die Weisheit des Staatskanzlers, der ich unbedingt vertraue, uns vor einer Politik bewahrt, die uns vernichten und nicht einmal das Mittel der anderen Staaten sichern würde. Car le ridicule ne trouve jamais de patrie. — Ich sehe stilleren Zeiten und stabileren Zuständen vertrauensvoll entgegen; Rußland ist keine aggressive Macht; Frankreich wird seine Vetteroberungspläne begraben und nach einer Epoche zwanzigjähriger Unruhe eine Epoche des Friedens folgen lassen. J'en suis convaincu. Paris wird wieder werden, was es immer war und was es nie hätte aufhören sollen zu sein: le centre de la civilisation européenne. Je le désire dans l'intérêt universel et dans le nôtre. Dieu veuille vous prendre dans sa sainte garde, mon cher Ladalski. Tout à vous votre cousine Amélie P.“ (Der Mittelpunkt der europäischen Civilisation. Ich wünsche es im allgemeinen Interesse und in dem unsrigen. Gott wolle Sie in Seine heilige Obhut nehmen, mein theurer L. Ganz die Ihrige u.)

Der Geheimrath legte den Brief aus der Hand, dessen politische Meinungen einen geringen, die vorangehenden Bemerkungen über Kathinka und Bunski aber einen desto größeren Eindruck auf ihn gemacht hatten. Er las die Stelle noch einmal: „Die Gegenwart des Grafen in Ihrem Hause stört unsere Pläne, und doch ist sie nicht zu ändern; alles was sich ziemt, ist Achtbarkeit und Vermeidung dessen, was das Feuer schüren könnte.“ Als er aufsaß, fiel sein Blick auf das schöne Frauenbild ihm gegenüber, und allerhand Erinnerungen, in die sich zum ersten Male auch Befürchtungen für die Zukunft mischten, drängten sich ihm auf. Er kannte die Geschichte so vieler Familien. „Es erben...“ aber ehe er den Gedanken aussprechen konnte, grüßte ihn der Zuruf: „Guten Morgen, Papa,“ und auf seinem Sitze sich wendend sah er Kathinka, die, den Kopf durch die Portiere steckend, ihm freundlich zunickte. Im selben Augenblicke war sie an seiner Seite, und unter ihren Liebschlingen schwanden die trüben Bilder, die noch eben vor seiner Seele gestanden hatten. (Fortsetzung folgt.)

Ein Hofprediger des XVII. Jahrhunderts.

Das Urbild des humoristischen Kapuziners in „Wallenfens Lager“ war bekanntlich der schwäbische Augustinermönch Abraham a Sancta Clara, der gegen vierzig Jahre (1668 bis 1709) den Wiener Hof durch seine barocke, oft ins Possenhafte überstreichende Predigtweise gewiß mehr beliebt als wahrhaft erbaute hat. Am 4. Juli 1642 zu Krähenheimstätten bei Möstlich in Württemberg geboren, hatte Hans Ulrich Regerte,

Aus unserer Sammlung merkwürdiger Bildnisse. II.



Abraham a Sancta Clara.

Bild aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

So lang ein Prediger ein schöne, zierliche, wohlberedte, ein aufgebauete, mit Aabeln und sinnreichen Sprüchen underpudite Predig macht, da ist jedermann gut Freund. Vivat der Pater Prediger! ein waderer Mann! ich hör ihm mit Lust zu. Wann er aber ein scharffen Ernst anfängt zu sagen, wann er anfängt, grohn Herrn, denen hohen Ministris und Räten, den Edl-Leuten, den Geistlichen, den Soldaten, dem Magistrat und Obrigkeiten, den Zimmerleuten, Beden, Gärtnern, Wirthen, den Bauern und Kindern, dem Frauen-Zimmer die Wahrheit zu sagen, so bringt ihm solches Reden Nüßern, so bringen ihm solche Wörter Schwerdter, so bringt ihm solches Sagen Klagen. Er verfeindt sich allenthalben, sein Auditorium wird bald die Schwindsucht lendern, die Kirchenstuel werden bald lauter Quartier der alten Weiber werden, die Kirchen werden bald werden, wie ein abgebrochener Jahrmarkt, an allen Orten wird man hören: „Was sey ich mich nub den Prediger!“

Wohl hat er nie ein Blatt vor den Mund genommen, wenn es galt, auch den Höchstgestellten die Wahrheit zu sagen; aber die gegen alle Stände schonungslos geschwungene satirische

Geißel erinnerte doch oft fast mehr an den Hofnarren, als an den Hofprediger, und drang deshalb gewiß nicht allzutief ins Gewissen der Gestraften. Darum blieben ihm seine Zuhörer treu, auch wenn sie zuweilen einen Hieb abtamelten. — Seine Reden sprudeln von Wit und Laune, sind überreich an Bildern und Wortspielen, aber die Häufung ist oft ermüdend, und neben dem Treffenden findet sich manches Schale und Geismacklose.

So heißt es in der von Schiller benutzten Türkenpredigt: „Auf, auf, ihr Christen“, folgendermaßen:

Von vielen Jahren her ist das römische Reich schier römisch arm geworden durch fete Kriege, von etlichen Jahren her ist Niederland noch niederer geworden durch fete Kriege, Ghas ist ein Uerdas, der Rheinstrom ist ein Beinstrom geworden durch lauter Krieg; Ungarn führt ein doppeltes Kreuz im Wappen, und bisher hat es viel laumend Kreuz ausgestanden durch lauter Krieg. Aber wer verursacht so langwierige, flagliche, idmerliche Kriegsenpörungen? Wer? Der? Nein, sondern Die — die Sünde!

Sehr gesucht sind die Titel seiner Schriften, die oft mehr ein Witzbuch als ein Erbauungsbuch in Aussicht zu stellen scheinen, z. B. „Besonders merkwürdige und gezeierte Todten-Kapelle“, „Geistlicher Krämerladen“ oder gar: „Wohlgefüllter Weinfeller, in welchem manche durstige Seele sich mit einem geistlichen Geseign-Gott erquiden kann.“

Daß er trotzdem ein Redner ersten Ranges, daß durch den Scherz bei ihm stets der

tiefste Ernst hindurchblitz, daß ein geduldiger und unmerklicher Leser auch heute noch von ihm ebenso viel Beherzigenswerthes lernen, wie sich an seinen kaleidoskopartig durcheinander schillernden Humoresken und Satiren ergöhen kann, ist nicht in Abrede zu stellen. — Seine Zeitgenossen ehrten ihn und liebten ihn, und er war dessen würdig, denn sein Wandel stand in vollstem Einklange mit seinem Bekenntniß, und die unerbrochene, selbstverleugnende Liebe, die er in der furchtbaren Pest von 1679 Tag und Nacht gegen die Kranken zeigte, reißt seinen Namen unter die echten Jünger seines Herrn und Meisters. R. R.

Die olympischen Spiele des heutigen Athen.

Nachdruck verboten.
Gel. d. II. / VI. 73.

Von Dr. Rudolf Kleinpaul.

Auf dem Schiff, das zu Pfingsten von Korfu nach dem Piräus fuhr, war eine bunte Gesellschaft. Eine Truppe italienischer Schauspieler, die ein Bologneser Impresario für ein athenisches Sommertheater angeworben hatte, jedes Glied von der Primadonna bis zu dem phantastischen Kinde, das die Violine spielte und von dem wohlbeleibten Tenor bis herab zu dem nomadisirenden Studenten einer besonderen Beschreibung würdig; ein Neapolitaner Klavierstimmer und Klavierfabrikant mit seinem Sohn, gute Menschen, Freunde des Sparens, mit aller Welt gemein, auf einer Kunstreise begriffen; Fischer aus Vosselta, die auf einen guten Fang im griechischen Meere hofften; walachische Hirten in ihrer malerischen Tracht; viele Griechen. Unter den letzteren erregten namentlich zwei meine Aufmerksamkeit, die in orientalischer Weise auf dem Verdeck ihre Teppiche, d. i. ihr Bett ausbreiteten, Kaffee kochten, Cigaretten rauchten und mit untergeschlagenen Beinen ruhig und würdevoll darsaßen und schwiegen.

Der eine, eine ehrfurchtsgebietende Gestalt, schien mir mit seinem vollen Barte und dem langen, hinten zusammengebundenen Haupthaar ein Papas zu sein und war es auch in der That. Der jüngere, der wie die meisten Griechen nur den Schurzbart trug, hatte ein martialisches Gepräge. Ich betrachtete sie einen Augenblick und fragte dann: „Hellenen?“

„Konstantinopolitanen Griechen.“

„Nach Athen?“

„Zu den olympischen Spielen nach Athen. Du auch?“

„Gleichfalls nach Athen.“

„Es lebe Griechenland!“ — und hiermit bot er mir einen Krug voll rothen, wie es dort heißt, schwarzen Weines.

Es war das erste Mal, daß ich einem Griechen Beiseid thun sollte, und ich that es. Mit meinem Griechisch war es indessen noch nicht weit her; ich wußte nicht einmal, wie man sagte: Ich danke schön; und gleichwohl verstanden die beiden Leute weder italienisch, noch französisch, noch sonst eine Sprache der Christenheit. Es gab daher eine komische Unterhaltung.

Bei alledem war mir die Bemerkung nicht entgangen, daß sie nach Athen reisten, um den olympischen Spielen beizuwohnen. Olympische Spiele! Ich dachte, die sollten erst von den Deutschen wieder ausgegraben werden und dazu seien G. Curtius und Adler vor einem Jahre in Griechenland gewesen. Dazu olympische Spiele in Athen! Was sollte denn das bedeuten? Sie schienen ungemein viel Aufsehens davon zu machen, sprachen zugleich von einer Ausstellung, als ob die auch mit dazu gehörte — ich wurde in der That nicht klug darans, dachte aber, in Athen werde ich es wohl werden.

Als ich nun in die Haupt- und Residenzstadt kam und anfang mit meinem Bäderer die Merkwürdigkeiten zu betrachten, sah ich einen alten Tempel des olympischen Jupiter, einen großartigen Bau, von dem noch fünfzehn Säulen aufrecht stehen, während eine sechszehnte, durch einen heftigen Sturm umgestürzt, am Boden liegt, und daneben etwas wie ein Ausstellungsgebäude, mit griechischen Fahnen und Wimpeln geschmückt. Jetzt schien mir ein Licht aufzugehen. Jedenfalls hatten die Griechen, von der Wiener Weltausstellung begeistert, eine griechische Ausstellung unternommen, und Ausstellungen sind ja gewissermaßen die Wettkämpfe der modernen Zeit; weil nun diese auf dem Platze des Olympions lag, so erhielt sie den Namen der Olympien. Auf der Spur war ich; aber meine Vorstellung war noch keineswegs richtig.

Ich lernte in Athen mehrere vortreffliche junge Männer kennen, — ein frisches, bewegliches, gastfreies Völkchen, das mich sehr bald zum Philhellenen machte, und das gar wohl zu Hellas paßte, dem frohesten Lande der Welt. Von ihnen erfuhr ich nun, daß die Ausstellung nur ein Theil einer großen Festfeier sei, die wie die olympischen Spiele alle vier Jahre abgehalten werde, daß man sie in den fünfziger Jahren auf Grund des Vermächtnisses eines reichen Epiroten, Namens Eugenio Zappas, eingerichtet habe, desselben, dessen Bildsäule, einen Kranz in der Hand, im Ausstellungsgebäude siehe; daß

das letztere nur ein provisorisches und in der Nähe bereits zu einem größeren der Grund gelegt sei und was dergleichen mehr.

Ich war also, ohne es zu ahnen, zu den olympischen Spielen und zur dritten Olympiade der neueren Zeit nach Griechenland gekommen; in acht Tagen sollten in dem Stadium am Ilissos die gymnastischen Spiele, die eigentlichen Agonen der alten Griechen, zu sehen sein.

Das Ganze war unstreitig von Interesse, und würde es, meine ich, für alle Freunde des Alterthums gewesen sein. Ich erlaube mir daher, die olympischen Spiele im Stadium in Kürze zu beschreiben.

Es muß ein Anblick ohne gleichen gewesen sein, wenn am ersten Vollmond nach der Sommerjonnemwende Männer und Jünglinge aller Stände, nicht bloß aus den Staaten und Städten des eigentlichen Griechenlands, sondern auch aus Kleinasien und den Kolonien in Elis zusammenströmten, um dem großen Nationalfest der olympischen Spiele beizuwohnen; wenn durch Zeus' Friedensboten geladen die Abgesandten der an der Festfeier sich beteiligenden Städte und Herrscher dorthin zogen, Schiffe von fernem Gestaden Scharen schaulustiger Hellenen herbeiführten, dorthin die Blüte griechischer Jugend und alles, was auf den heimischen Ringplätzen sich ausgezeichnet hatte, eilte, um unter den Augen einer unermeßlichen Volksmenge im edlen Agon um den Kranz des Zeus zu ringen. Waffencrude wurde im ganzen Peloponnes ausgegrieben, die Unverletzlichkeit des Festes und der zum Feste Reisenden verkündet; es war, als ob die Menschheit auf der Wanderung wäre und die Erde verliesse, um in den Himmel einzuziehen.

Ja schon das muß erhehend gewesen sein, wenn sich die alten Athener um Mitte August am Feste der Panathenäen in Prozession auf die Akropolis begaben; die Bildsäule der Athena mit einem reichgeschmückten Gewand bedeckten und am Ufer des Ilissos die gymnastischen Wettkämpfe der attischen Jünglinge erwarteten. Für sie war das Stadium, eine Rennbahn bestimmt, die etwa 200 Meter Länge und 32 Meter Breite hatte und hinten durch einen Halbkreis abgeschlossen ward; es enthielt nicht weniger als fünfzigtausend Sitzplätze, die seiner Zeit ein reicher Privatmann, Herodes Attikus, mit Platten pentelischen Marmors überkleiden ließ. Ein Strom von fünfzigtausend Athenern wälzte sich demnach über die Brücke des Ilissos und die Gefilde wogten von der wandernden Stadt Athen.

Und solch ein Anblick war es in der That, als am letzten Sonntag des Mai 1875 nachmittags gegen 4 Uhr die fünfzigtausend Athener von heute in eben dieses Stadium zogen, um ihren olympischen Spielen zuzusehen. Wie, lebt denn das alte Hellas wieder auf? Verschüttetes Stadium, wie baust du dich wieder auf? Seht, noch ist es eingerahmt vom Hymettos wie zu Platons Zeiten. Noch thürmen sich rechts und links die ewigen Felsen des Lykabetos und der Akropolis empor. Noch zeichnen sich in der Ferne die klassischen Linien der attischen Berge am hellen Himmel ab. Nichts erscheint von der Stadt als gerade aus das königliche Schloß.

Athener und Athenerinnen. Bei den olympischen Spielen war den Frauen mit Ausnahme einer Priesterin der Zutritt verboten, und diejenigen, welche dieses Gesetz übertraten, sollten von einem Felsen hinabgestürzt werden. Heute sah man die athenische Bürgersfrau mit dem rothen auf die Seite gedrückten Fez, die albanesische Bäuerin in ihrem langen Hemd und dem weißen Wollenrock darüber ungestraft mit ihren Männern durch die Reihen wandeln. Diese Männer selber sehen nur zum Theil aus wie andere Europäer; die Zahl ihrer Trachten ist Legion, doch lassen sich zwei Hauptgattungen, die der sogenannten Zustanelladen und der Brakaden unterscheiden, Namen die von den charakteristischen Kleidungsstücken der Zustanella oder dem Albanerhemd und den weiten bauchigen Hosen von bunter Baumwolle (Braka) hergenommen sind. An jener erkennt man die Bewohner des Festlands, an diesen die der Inseln und Seestädte; ein Brakade war zum Beispiel der Admiral Miaulis von Hydra; ein Zustanellade der Suliot

Botraris, Georg Karaiskakis und überhaupt jeder echte Braer oder Palikare. Bekanntlich nahm der König Otto selbst die Justanella an.

Dieselbe ist glänzend weiß, besteht aus einem Gewebe von feiner Baumwolle, reicht von der Taille bis an die Knie, wo sie in weite Falten ausgeht, und wird durch einen Jag über den Hüften zusammengehalten, der untere Saum ist gewöhnlich mit Stiderei geziert. Zu ihr gehören als wesentliches Element die sogenannte Tsaruchia, leichte Schnabelschuhe aus rothem russischen Leder (Telatinion) mit einer blauen Nahte auf der Spitze, eine für Gebirgsreisen sehr zu empfehlende Fußbekleidung; ferner seidene und nicht selten goldgestickte Kamajchen, die bis an die Knie zugebustelt werden, eine ebenfalls reichgestickte Jacke mit offenen Ärmeln, endlich ein breiter Ledergrütel, woran das Taschentuch, die Börse, der Tabaksbeutel und die Waffen aufgehängt werden. Der Tabaksbeutel besteht aus Hasenfell, worin sich der Tabak besonders feucht erhalten soll, mit einem rothen Rande aus dem oben erwähnten Leder und einer blauweißen Schnur aus Baumwolle, wie sie die Bauerinnen spinnen; er heißt Kapnojakalla. Den Kopf bedeckt ein rother Fez mit langer blauer Troddel.

Diese bunte Menge nimmt also auf den Abhängen, welche die Langseiten des Stadiums bilden, Platz, klettert in der Wildniß herum, legt ein Taschentuch unter sich auf das Erdreich, hält sich an Acanthusstauden und Distelsträußern fest, wirft Steinchen auf die, welche stehen wollen und die Aussicht rauben, und ruft: „kato, kato“, d. h. nieder; nur die Knaben, welche Tabak und Cigarettenpapier (Kapnocharti) herunttragen, haben das Recht herumzulaufen. Denn von Marmorstücken ist freilich nichts mehr zu spüren, sie sind alle in drei Kalköfen zu Kalk verbrannt worden, es ist wieder wie in der guten alten Zeit vor Herodes Attikus. Nur den Halbkreis, der den Abschluß des Stadiums nach hinten bildet, hat man mit Hilfe eines rohen Brettergerüsts in eine Art von Amphitheater umgestaltet; hierher begab sich die Elite der Gesellschaft, hierher auch der türkische Gesandte, hier postierte sich der Minister und die Ministerin, endlich jeder, der Lust hatte, für die olympischen Spiele drei Drachmen zu bezahlen.

Hierher sollten, so hieß es anfangs, die Majestäten kommen, da diese aber seit mehreren Tagen von Athen abwesend, nämlich in Deklea waren, so vertrat ihre Stelle der Ministerpräsident, welcher Schlag fünf Uhr zum Stadium hereinfuhr und von der Musik mit einem Ruch begrüßt ward. Er hatte nachher die Preise zu vertheilen. Nun umzingeln die Soldaten die Arena, die von Polizeidienern in rothen Jacken gesäubert wird; ein vornehmer Hund wird mit dem den Griechen eigenthümlichen Abfuchen gegen diese Thiere im Kreis herumgejagt; Trompeter verkünden den Anfang der Spiele, auf einer besonderen Bühne erscheinen drei Kampfrichter (Hellanoditen), und auf ein Zeichen des Gymnasiarchen treten durch einen in den natürlichen Felsen des Bodens gebrochenen unterirdischen Eingang auf der linken Langseite, nur mit Hosen und einem blauen Hemd bekleidet, vierundzwanzig Kämpfer auf.

Es sind schöne, kräftige und wohlgebildete Gestalten, die den besseren Kreisen anzugehören scheinen. Zu der That ist die Bestimmung getroffen worden, daß nur Jünglinge der Lyceen und der Universität zum Stadium Zutritt haben, um den wieder aufgenommenen Spielen einen vornehmeren Charakter zu ertheilen, zugleich aber die Idee der Gleichheit aller im Stadium wieder zu beleben. Ihre Herkunft anlangend, so sind es wahre Panhellenen, Athener so gut wie Samier, wie Macedonier, wie Epiroten, wie Smyrner, wie Kosmiliten zc.

Die Wettkämpfe, welche nun nacheinander vorgenommen wurden, entsprechen im allgemeinen dem Fünfkampf (Pentathlon) des Alterthums, wie derselbe auf einem Giebelfeld im Ausstellungsgebäude von dem Bildhauer Ventos dargestellt worden war. Ihre Reihe wurde wie dort mit dem Wettlauf und zwar dem sogenannten Dianlos eröffnet, wo der Laufende die Bahn zweimal zu durchmessen und, einen Bogen um das Ziel beschreibend, ohne anzuhalten, zum Ablaufsstande zurückzukehren hat — der einfachste und natürlichste Agon unter allen, dem die Stadien überhaupt ihre langgestreckte Form ver-

anken; bekanntlich wurde die Bahn in Olympia, welche gerade 600 griechische Fuß (184,97 m) maß, zum allgemeinen und noch jetzt gebräuchlichen Längen- und Wegemaß erhoben; vierzig solcher Stadien entsprechen ziemlich genau einer deutschen Meile. Der Kämpfer waren vier; der, welcher das Seil zuerst ergriff, erhielt unter dem Klange der Musik einen Lorbeerkranz, der nächste einen Myrtenzweig, der dritte einen Olivenzweig; übrigens wurde wie bei allen nachfolgenden Spielen dem ersten Sieger eine Prämie von 150, dem zweiten eine von 50 Drachmen zuerkannt.

Der Sprung mit Springstange und vermittels eines über den Graben ausgepannten, während des Sprunges zu ergreifenden Seiles nahm die zweite Stelle ein; der Ausprägung wurde durch ein freistehendes Sprungbrett, die übersprungene Entfernung durch eine Furche in den Boden bezeichnet. Auch hier versuchten sich vier Agonisten, von denen einer zu großer Ergözung des Publikums in den Graben fiel und über und über beschmutzt sich den Namen des Vorboromenos eroberte, der beste Springer erhielt einen Kranz von wildem Delbaum.

Es folgte der Speerwurf: stumpfe Stäbe, ähnlich unseren Geran, sollten durch das Loch inmitten einer blauen, am Rande weißen Scheibe hindurch geworfen werden. Ich bedauere berichten zu müssen, daß von den neun Agonisten kein einziger das Loch getroffen, vielmehr der und jener sogar hoch über die Scheibe geworfen und dadurch den Hellenen zu einem homerischen Gelächter Veranlassung gegeben hat.

Nun kam der Diskos, eine linsenförmige Scheibe, ähnlich einem kleinen Rundschild von Holz, ohne Handhabe und deshalb schwer zu fassen, welche von einer kleinen Erberhöhung aus möglichst weit zu werfen war. Wäre ich ein Myron gewesen, so hätte ich einen neugriechischen Diskuswerfer modellirt und das pioclementinische Museum um ein Meisterwerk bereichert. Da ich aber nur ein deutscher Schriftsteller bin, so begnüge ich mich zu sagen, daß die Stellung beim Schleudern der Diskus Scheibe einige Ähnlichkeit mit der Stellung unserer Kegelschieber hatte. Der Oberleib des Diskuswerfers ist nach vorn mit einer Beugung zur rechten Seite hin gebeugt und findet seinen Ruhepunkt auf dem linken Arm, dessen Hand auf der Knie Scheibe des etwas nach vorn gekrümmten rechten Beines aufgestützt ist. Der Schwerpunkt des Körpers ruht also auf dem rechten Fuße, während das linke, nur mit den Zehen auf den Boden gestützte Bein das Gleichgewicht herstellt. Zum Wurf des schweren Diskos, welcher auf der inneren Fläche des Unterarms und der Hand ruht, ist der rechte Arm rückwärts über die Schulterhöhe gehoben, um mit voller Kraft die Scheibe im Bogenwurf schleudern zu können. Nacken und Haupt aber sind nach der rechten Seite hin übergebengt, so daß der Diskobolos mit seinem Blicke prüfend die Stellung der rechten Seite seines Körpers zu überschauen vermag. Nun saust die Scheibe hochgeschwungen durch die Luft; aller Augen sind auf sie geheftet; weit steigt sie über die übrigen hinaus; das Volk klatscht in die Hände, und elastisch kehrt der angespannte Körper des Athleten in seine natürliche Form zurück.

Zwei herkulische Gestalten bereiten sich, um den letzten Kampf zu ringen —

Da traten sie vor in den Kampfkreis,

Faßten sich dann einander, umschmeigt mit gewaltigen Armen.
Beiden mischt' auch der Rücken, von stark umspannten Armen
Angestrengt und gezuckt; und niederströmte der Schweiß rings;
Aber häufige Striemen entlang an Seiten und Schultern,
Roth von schwellendem Blut erhoben sich, und mit Begier sties
Angen sie beide nach Sieg.

Nach Sieg, das heißt, sich nicht nur einander niederzuwerfen, eine Art des Ringkampfes, wo der dreimal niedergeworfene Gegner sich für besiegt erklärt; sondern nachdem der eine Ringler zu Boden gefallen war, und der andere auf ihm liegend ihn am Aufstehen hinderte, hatten sie in dieser liegenden Stellung den Kampf noch fortzusetzen, so daß jene berühmte Gruppe der Ringler zum Vorschein kam, die tausende meiner Leser in der Tribüne zu Florenz gesehen haben werden, wo der oben liegende Ringler sein linkes Bein fest um das seines Gegners geschlungen hat, und der Besiegte sich zwar bemüht, mit Hilfe des freigebliebenen linken Armes und rechten Knies

sich zu erheben, aber bereits sein rechter Arm von der kräftigen Faust des Siegers an der Handwurzel gepackt und nach hinten in die Höhe gedrückt wird. Der untenliegende hatte offenbar nicht übel Lust wie Alcibiades, als er einst in gleichem Falle war, zu heißen, ob auch nach Art eines Löwen, oder ob nach Art der Frauen, will ich nicht entscheiden.

Zwischen diese fünf klassischen Wettkämpfe wurden noch drei Kletterübungen an einem schlüpfrigen Mastbaume, an einer schiefen Stange und an einem Seile eingeschoben. Ueberall wurde vorzüglich geklettert, namentlich an dem Mastbaum, wo gleich der zweite bis hinauf gelangte, und unter dem Jubel der Menge die griechische Fahne, ein weißes Kreuz in blauem Felde, auf die Spitze pflanzte. Der dritte kletterte so gemächlich, daß alle Welt zu lachen anfang; er schien sich indessen sehr wenig darans zu machen, schleppte sich noch ein Stückchen weiter und ließ sich dann in höchstem Gleichmuth mit herunterhängenden Armen an den Beinen abwärts gleiten, wodurch er zum zweiten Male die allgemeine Heiterkeit erregte. Der vierte holte die Fahne wieder herab; er hatte unstreitig gleiches Verdienst mit dem zweiten, der sie aufgesteckt, dennoch erhielt dieser den Kranz; denn die Fahne hinaufbringen ist größer, als sie herunterlangen, und wer erst kommt, mahlt erst, bei den olympischen Spielen und überall.

Olympische Spiele ist ein großer Name und derselbe nicht ohne Gefahr zu branden; ja ich weiß wohl, daß es leicht wäre, über die „Olympien“ von 1875 und über die zugleich in der Universität gefeierten „Pythien“ Glossen zu machen wie über andere etwas hoch klingende Phrasen der Hellenen. Dennoch wollen wir es ihnen lieber danken, alte Traditionen aufrecht

zu erhalten und eine Idee zu bewahren, die mit den höchsten Interessen der Menschheit verflochten ist.

Welches ist diese Idee? Nicht etwa die der Gymnastik überhaupt, die längst ein Gemeingut der europäischen Nationen geworden ist, ja vielleicht von der deutschen eifriger als von der griechischen gepflegt wird. Nein, die Idee des Wettkampfes und was damit identisch ist, des Spiels, die zu jenen großen Festen Veranlassung gegeben, die Blume und sojnagen die Frucht aller Gymnastik, ist heutzutage schier vergessen.

In unserer Zeit wird viel geturnt, aber fast niemals mehr gespielt. Ich war kurz darauf in Florenz zufällig Zeuge von zwei Festen, bei denen sich Gymnastik öffentlich sehen ließ, einmal am Tage Johannis des Täufers, wo bei Gelegenheit der üblichen Wagenwettkennen auf dem Plage von Santa Maria Novella zwei Stunden lang die ergötzlichsten Turnübungen vorgenommen wurden; das andere Mal war ich zu einer sogenannten Akademie geladen, die verschiedene Dilettanten der Turnkunst unter Leitung des Meisters Enrico Rangani gaben. Bei solchen Gelegenheiten ist es schwer, sich nicht zu langweilen, weil hier das Element der Rivalität ganz fehlt. Jeder macht ein equilibristisches Kunststückchen am Trapez, eine Kräftprobe an Barren oder Red für sich; ich frage mich höchstens: „Könntest Du das etwa auch machen?“ Aber mein Interesse ist nur schwach; es sind vorreffliche, nützliche Uebungen, die jeder bei sich zu Hause oder in der Turnhalle machen mag, die aber nicht vor ein schaulustiges Publikum gehören.

Wie ganz anders, wo einer es dem andern zuworthut und ein edler Wettstreit glühender Jünglinge entsteht wie bei den großen Nationalspielen der Hellenen!

Am Familientische.

Eine neue Leistung auf dem Gebiete französischer Länderbeschreibung.

Unsere französischen Nachbarn haben das Unglück, daß, wenn sie von deutscher Geographie zu reden anfangen, sich die Mienen deutscher Leser zur Heiterkeit zurechtlegen. Der Franzose hat einmal seinen sensus geographicus, er reißt auch nicht so leicht ins Ausland, wenigstens nicht zum Vergnügen, sondern aus Beruf, als Commis voyageur oder Croupier, oder im Dienste der Kirche, oder mittelst Zwangsbesah, letztere Art von Reisenden hat das Jahr 1870 in großer Menge hervorgebracht, und viele unter ihnen haben ihre praktisch-geographischen Studien veröffentlicht. Aber das alte Geschick hat sie auch hier nicht verlassen, die Gabe passiven Humors, wie es Kallist nennt.

Vortreffliches in dieser Beziehung leistet ein französischer Offizier, der neulich in einem Buche unter anderem seine Erlebnisse als Gefangener zu Raumburg beschreibt. Seine Sentimentalitäten und Phrasen wollen wir ihm schenken, aber eine kleine Blüthenlese ethnographischer Feinheiten möge uns gestattet sein mitzutheilen.

„Was die mir zur Gewohnheit gewordenen Gewichtsstudien anbetrifft,“ schreibt unser Held, „so führen dieselbe hinsichtlich Raumburgs in die weite Vorzeit zurück. . . . Die Stadt ist noch jetzt besetzt durch Ringmauern, Thürme und Wallgräben. (Werden sich die Raumburger wundern!) Trotz dessen ist sie mehrfach zerstört, einmal im dreißigjährigen Kriege, sodann durch die Russen, ein benachbartes Volk.“ Die Russen, ein benachbartes Volk, zerstören Raumburg nach dem dreißigjährigen Kriege — das ist genial!

Raumburg ist Sitz eines natürlich lutherischen Bischofs, welcher mit seinen Canonicis in alterthümlichen Kurien um die Kathedrale herum wohnt. Die Kathedrale ist äußerst ärmlich und kann keinen Anspruch machen, mit den Denkmälern kirchlicher Baukunst verglichen zu werden, an denen unser Land so reich ist. . . . Das ist wieder nicht wahr, denn der Raumburger Dom ist bekanntlich eine Perle romanischer Baukunst. „Ein Kloster habe ich nicht gesehen, dagegen junge Knaben, welche jede Woche an einem Tage die Pflicht haben, die Stadt zu durchziehen und neuen Religionsseifer zu erwecken, der sehr erkaltet schien.“

Raumburg ist der Sitz eines preussischen Tribunals, eines Gerichts, welches Friedrich der Große gestiftet hat. (Hört, hört!) Die Präsidenten und Räte sehen gerecht und würdig aus. Ihre Amtstracht ist entsprechend der des preussischen Heeres, blau in der Form eines Leibrockes. Geschmückt sind die meisten von ihnen mit einem silbernen Schilde. . . . Hier ist es dem geistreichen Beobachter gelungen, daß er die Gerichtsboten und Exekutoren für die Appellräthe anah und ihnen Gerechtigkeit und Würde von den Mienen ablas.

„Weit größer ist die Zahl der Advokaten, kleiner emsiger Leute, die auf der Straße nach Klienten suchend, viel zu

sehen sind. Sie unterscheiden sich in nichts von ihren Kollegen in Frankreich, nur daß ihr Verdienst vielleicht noch lärglicher ist. Einer der Advokaten sprach französisch, er war sehr höflich und stets bereit, uns über alle unumgänglichen Verhältnisse Auskunft zu geben.“ Jeder, der Raumburg kennt, sieht auf der Stelle, daß mit den kleinen emsigen Advokaten die Herrn Referendarien gemeint sind, die freilich viel spazieren gehen, aber nicht um Klienten zu suchen, und deren Verdienst allerdings ärmlich ist.

Den Raumburger Wein nennt er „vraiment formidable“, und als noch schlechter bezeichnet er das Bier. Das sind Geschmacksfragen und mag der Herr meinetwegen recht haben, aber ergötzlich ist es, wenn er die kleinen Mädchen aus der Schule kommen sieht und findet, daß sie bereits so sehr eingefoldet sind (emilitarises), daß sie keine Turnister tragen.“

Der zukünftige Militärhistoriker hat sich auch die Umgegend von Raumburg angelesen und strategische Studien gemacht. Das Dorf Kofsbach wird besucht. „Das nahebei gelegene Schlachtfeld habe ich genau besehen und ein Croquis entworfen. Dasselbe erregt Verwunderung darüber, wie es dem Heere von Seidlic möglich war, dort so große Heeremassen in stark coupirtem Terrain zum choc zu bringen. Von einem hohen Berge sieht man die Schlachtfelder von Leipzig und von Lützen.“ Sehr schön, nur ist leider der Herr nach einem falschen Kofsbach gerathen, einem harmlosen Dorfe an der Saale, mitten zwischen freien Bergabhängen gelegen, während das Schlachtdorf Kofsbach fünf Stunden von dort in der Gegend von Merseburg liegt! Daß Seidlic keine Noth gehabt haben würde, Berge freitradt in die Höhe zu reiten, begreifen wir. Was der Autor für die Schlachtfelder von Lützen und Leipzig angelesen hat, ist nicht gut zu sagen, zu sehen ist von dort aus weder das eine noch das andere.

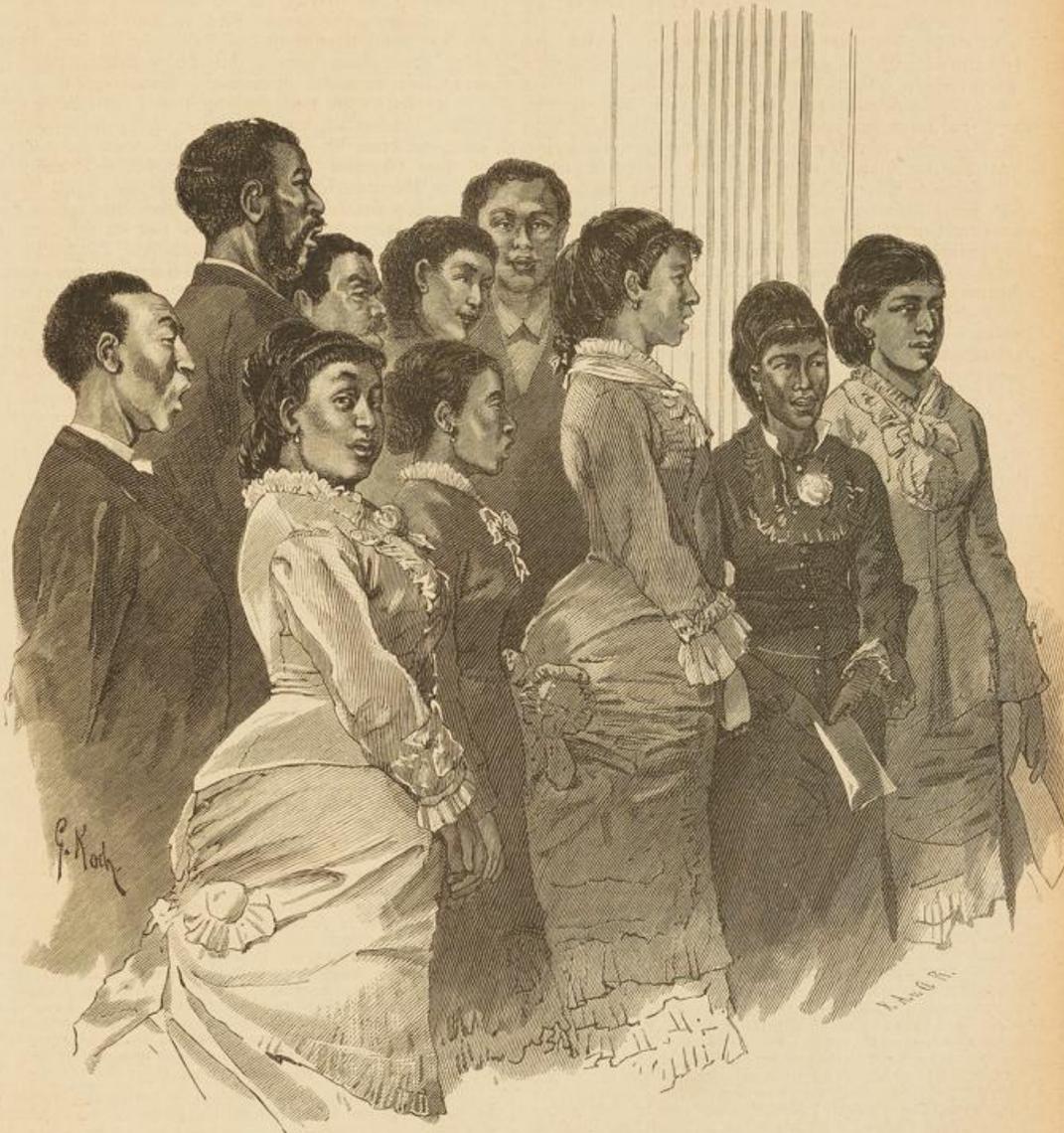
Dies sind nur einige kleine Leistungen; wir gratuliren dem lesenden Publico, welches aus diesem oder ähnlichen Büchern seine Belehrungen entnimmt.

Fritz Anders.

Inhalt: Im Wahn. Seeromelle von Bernh. Wagener. — Warum der Kaiser „zählt“. Von Dr. Paul Friederich. — „Rück nach Aien!“ Des alten Moskler Auszug aus Bulgarien. Nach einer Aquarelle von H. Haag. — Farbenstudien. II. Das Blau des Himmels. Von Prof. Franz Delizsch. — Vor dem Sturm. (Fortsetzung.) Roman von Theodor Fontane. — Ein Hofprediger des XVII. Jahrhunderts. Mit Abraham a Sancta Clara's Bildniß. — Die olympischen Spiele des heutigen Athen. Von Dr. Rudolf Meipant. — Am Familientische: Eine neue Leistung auf dem Gebiete französischer Länderbeschreibung. Von Fritz Anders.

Veranstalter: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Panlenius in Leipzig. Für die Redaction verantwortlich Otto Klasing in Leipzig. Verlag der Pöschel-Expedition (Pöschel & Klasing) in Leipzig. Druck von H. G. Teubner in Leipzig.

Aus der Zeit — für die Zeit.



Die Jubiläumsfänger in der Singakademie zu Berlin. Nach dem Leben.

Am 6. Oktober 1871 verließ eine Schar schwarzer Sänger und Sängerinnen unter Leitung ihres Lehrers und Leiters, Mr. White, die Hauptstadt des Staates Tennessee, Nashville, um durch Konzerte für das Institut, dem sie ihre Ausbildung verdanken, die Fiskl-Universität, Geldmittel zu beschaffen, deren dieselbe dringend bedürftig war. Sie nannten sich in dankbarer Erinnerung an ihr „Jubiläumsjahr“ 1865, in welchem ihre Vorfahren und sie selbst aus Sklaven freie Menschen geworden waren, „Jubiläumssänger.“ Zahllose Schwierigkeiten stellten sich ihnen in den Weg: ihrer Hantirabe wegen wurden sie aus vielen Hotels gejagt, aus den Wartesälen der Eisenbahnen gewiesen, oft mit Spott und Hohn empfangen. Aber sie errangen bald einen glänzenden Triumph, so daß sie nach zwei Konzertsaffons 40,000 Dollars nach Nashville senden konnten. Nachdem sie so in Amerika die Probe bestanden, zogen sie über das Meer nach Europa, um zu dem ersten Unterrichtsgebäude, welches durch ihre Concertergebnisse hatte errichtet werden können, noch ein zweites und überhaupt Mittel zur weiteren Erziehung und Bildung ihres Volkes zusammenzufinden. Die Königin von England wohnte ihrem ersten Konzert im Schlosse des Herzogs von Argyll bei; Gladstone, damals noch Premierminister, empfing und beherbergte

sie auf seinem Landsitze, wo sie vor dem Prinzen von Wales sangen; danach traten sie in London in Spurgeons riesigem „Tabernacle“ auf und concertirten in den bedeutendsten Städten Englands und Schottlands. Abgesehen von besonderen Stiftungen zum Ankauf von Apparaten, wie von Büchern für die Bibliothek, brachten sie auf dieser englischen Tour 10000 Pfund Sterling zusammen. Eine noch höhere Summe ergab eine zweite Tour in England im J. 1875; von da empfingen sie eine Einladung nach Holland, wo sie die Summe von 2000 Gulden dem Schatz der Fiskl-Universität beifügten. Das ermutigte sie denn, ihre Reisen noch weiter auszudehnen und auch Deutschland zu besuchen. Von ihrem ersten Auftreten in Berlin hat das Daheim (S. 169 ff.) vor kurzem berichtet; seitdem haben sie mehrmals vor dem deutschen Kaiser und dem Kronprinzen gesungen und haben die bedeutendsten Städte unseres Vaterlandes besucht. Aller Orten sind sie freundlich, ja herzlich empfangen worden, aller Orten hat man ihre naiven, bald kindlich jauchzenden, bald kindlich klagenden Glaubenslieder geru gehört, ihres edlen Zweckes sich gefreut und dazu mit Herz und Hand beigetragen. Aller Orten werden auch — des sind wir gewiß — ihre lebensgetreuen Bildnisse willkommen sein.

Aus dem Papierkorbe des Daheim.

Der Bierzehnte.

Eine Plauderei über nachfolgende Plaudereien.

Ich bin als Subalternbeamter auf die Welt gekommen, und lange Zeit kämpfte ich redlich mit der Gunst meiner Vorgesetzten und dem Hungertode. Aber das rapide Anwachsen meiner Familie und der Kommunalsteuer nötigte mich endlich doch, an einen Nebenberuf zu denken.

Zunächst gewöhnte ich mir das Dichten und die Schriftstellerei an, aber ich kam nicht weit damit. Außer Tinte, Feder und Papier fehlte mir bald noch eine Kleinigkeit — nämlich die Gedanken. Meine Gefühle wollte niemand honorieren. Dann versuchte ich mich als Harmonikabklärer, allein auch das ging nicht recht. Beharrlich verwechelte ich die Melodien von „Weil Dir im Siegerkranz“ und „Gott erhalte Franz den Kaiser.“ Auf öfter reichlichem Territorium blieb ich die preussische Humme und umgekehrt. Die Neocienten behaupteten einstimmig, daß ich kein Gehör besäße, und so sagte ich auch der Kunst unter Thränen Lebewohl.

Da führte ich eines Sonntags nachmittags meine stille Verweisung spazieren, und dieser Sonntag Nachmittag sollte verhängnisvoll für mein ganzes Leben werden. Ich begegnete nämlich einem Herrn, dem ich es an der Uhrzeit und den Rundwinkeln ansah, daß er Banquier sei — er ward mein Vetter. Er hieß: „Guido Meyer.“ Den Namen dieses Oden brauche ich nicht zu verschweigen; diese Zeiten sind bestimmt, zugleich ein Denkmal seiner schönen That zu werden.

„Haben Sie einen Augenblick Zeit?“ fragte er mich schnell und ich nickte bereitwillig.

„Dann speisen Sie bei mir zu Mittag“ rief er freudig erregt, „denn ich habe sonst gerade dreizehn Personen zu Tisch und bin in der tödlichsten Verlegenheit. Einen Krack können Sie von mir geborgt bekommen — aber, bitte, verrathen Sie mich und sich selbst nicht; es soll Sie nicht gereuen.“

Gesagt gethan! Nach einer Stunde saß ich in Guido Meyers Prad an Guido Meyers Tafel und sah Guido Meyers Ausern, zu denen ich behaglich auch seinen Steinberger schlürfte. Ein Lichtstrahl aber fiel plötzlich in mein dunkles Jannere; ich glaubte meine Bestimmung erkannt zu haben. Ja, diese schände, raffinierte Welt hatte noch ein langgeföhntes Bedürfnis aufzuweisen, denn abgesehen werden konnte. Bei aller Ueberfüllung gab es noch einen leeren Platz zu füllen. Ich war sofort entschlossen, Bierzehnter von Beruf zu werden. Noch an demselben Tage erwarb ich mir Guido Meyers Hochachtung durch meinen Appetit und meine Discretion. Er empfahl mich an seine zahlreichen Freunde, und ich machte schnell Karriere. Mit Stolz darf ich hinzusetzen, daß ich dies auch verdiente, daß ich bald mit Recht für den beliebtesten und geachteten Bierzehnten in ganz Berlin galt. Als Dichter und Schriftsteller war ich an der Kraft meiner Erfindungsgabe, als Künstler an der Nachahmung meines Talents verwehrt. Hier, wo es sich lediglich darum handelte, zu essen und zu schlucken, fehlte es mir an nichts, um es mit den Größten meinesgleichen aufzunehmen.

Wie männlich bekannt, ist die Zahl dreizehn eine Unglückszahl, und der alte Alerglaube besagt, daß, wo dreizehn besammten seien, einer jedenfalls zuerst sterben müsse. Eine Tante sah ich in Ohnmacht fallen, weil sie unversehens dreizehn Tassen Kaffee getrunken hatte, und sie beruhigte sich erst, als ihr die dreizehnte eingeschenkt war. Niemals hätte Guido Meyer einen derartigen Verstoß gemacht, daß er Dreizehn zu Tische lud. Er war insofern durch unerwartete Absagen in letzter Stunde auf diesen entsetzlichen faux pas gekommen. Wie viel er mir schuldete, überließ ich erst, als die lebenslänglichen Hochweihen rings um mich her saßen. Sie hatten ihrem Wirthe die Freundschaft gefündigt, wären sie zu dreizehn gewesen, denn augenscheinlich hatte keiner Lust, von dieser schönen Erde zu scheiden, auf der es ihm so gut erging. Mir aber schoß es durch den Kopf, wie oft sich in der vornehmsten

Gesellschaft der Residenz das gleiche Unglück ereignen müsse, und das gab mir meinen Plan ein. Seitdem leistete ich der so hohen Menschheit die ersprießlichsten Dienste. Es ist schwer zu sagen, wieviel kostbare Leben ich gerettet habe — mehr jedenfalls, als die berühmtesten Ärzte. Wo bei Dinern und Soupers, bei Kindtaufen oder Landpartien, bei Theatervorstellungen oder Theaterproben zufällig dreizehn Personen beisammen waren, stellte ich mich auf einen geheimen Winkel zur Ehrenzeit ein, und meine Praxi dehnte sich wie ein Kanonen aus.

Es ist mir gut gegangen seitdem. In der Gründerszeit grenzten meine Donorate, die ich für die summe und heilige Thätigkeit erhielt, an Herzog Auerbach. Ich bin zu einer reißendsten Wohlhabenheit gelangt, an welche weder der Dichter noch der Harmonikabklärer jemals hätte denken können. An Stelle des Ordens trage ich eine rothe Nefke im Knosflock, und mein air hat schon die gemieteten Heden der Salons dazu verleiht, mich „Herr Kommerzienrath“ anzureden. Von Jugend an ist es ferner mein Erbeben gewesen, mich zu vervollkommen. Dies machte ich jetzt auf meine geliebten Jugend n. o. Ich lernte noch in alten Tagen Kartenkunststücke machen, Tänze spielen und mit verstellten Mollen lesen. Meine Thier ist jetzt noch verlässlich für mich. Ich lege meinen Lackstiefel auf die feinsten Parquets von Berlin, und die größte Genugthuung für mich ist es, daß ich gar häufig innerhals meiner Praxis auch aus reiner Freundschaft als zwölfter und älfter, ja selbst als achter und neunter eingeladen werde. Ueberall aber finde ich reiche Gelegenheit zu ergötzlichen Beobachtungen.

Auch bei dem behaglichsten Gespräche wird man endlich einmal alt und bekommt graue Haare. Da regt sich denn leise im Busen das Verlangen, nicht umsonst gelebt zu haben. So möchte auch ich die Resultate meines langjährigen Wirkens auf irgend eine Art verewigen. In bunten Bildern will ich daher der Nachwelt meine Beobachtungen wiedergeben, freilich ohne zu wissen, ob sie Notiz davon nehmen wird.

Ist es nicht auch vielleicht von Nutzen, kommenden Geschlechtern freundlich zu berichten, wie ihre Väter in der großen Weltstadt dinirten und soupirtten, wie sie am Theatrisch saßen und sich abends unterhielten, wie sie auf der Promenade ihre Nachbarn lobten, sich in den Konzerten räuspernten und in den klassischen Schauspielen einschließen? Auch das gehört zur Geschichte unserer Zeit. Niemand aber ist wohl mehr dazu berufen, den modernen Gesellschaftsmenschen auf Schritt und Tritt zu schildern, ihm gerecht zu werden und ihn zu überliefern, wie der Bierzehnte, der sein Leben dem einen Zwecke widmete, ihn zu erzähnen, sobald es nötig war.

Doch lieben Leser, es ist in den folgenden Wätern keiner von Euch persönlich gemeint. Ein Bierzehnter von echtem Schrot und Korn ist viel zu diskrät, um das zu wagen. Selbst wo er Schwächen zeignt, glaubt mir, da sind es nur die lebenswichtigen, an die er sich hält. Sollte sich jemand getroffen fühlen, so mache er es mit sich selbst aus, ich wolle meine Hände in Unschuld.

Dann aber will ich durch diese Aufzeichnungen dem schmächtlichen Gerücht entgegenreten, das mir so oft zu Ohren gekommen ist, als seien wir Bierzehnte überhaupt keine reale Existenz, sondern nur ein guter Witz, ein Mythos, eine Luftspielfigur. O nein! wir existiren und stehen unterm Namen.

Daß ich mich nicht mit Namen nenne, lieber Leser, bitte ich zu verzeihen, allein mein Beruf als Bierzehnter erfordert diesen Schleier gebierlich. Es könnte mich ja jemand zu einem diplomatischen Diner brauchen, bei dem nur er selbst wissen darf, wer ich bin. Drum nichts für ungut, wenn ich auch die Sätzen in diesen Spalten künftig nur zeichne als

der Bierzehnte.

Unsere Tischunterhaltung.

In Norddeutschland beginnt die Tischunterhaltung bekanntlich stets mit der Frage: „roth oder weiß?“ Diese Frage richtet der Herr mit einem verbindlichen Lächeln an seine Dame und wartet gespannt auf deren Antwort; denn in der Regel lernt er seine Tischgenossin in demselben Augenblicke erst kennen, und weiß keineswegs, wes Geistes Kind er vor sich hat.

Da wir Deutschen nun bekanntlich nicht allein ein tapferes und großmüthiges, sondern auch ein höchst geistreiches Volk sind, so würde ein Fremder unter dieser Frage jedenfalls ein sehr tiefes Räthsel vermuthen. Ein Engländer mühte naturgemäß an die alte Fabel der Jorks und Lancaster erinnert werden, ein Perser dächte wohl an das Nojenthal von Schiras, ein junger Poet an Milch und Blut, die er beide schon unzählige Male mit dem Zeint seiner Angebeteten lyrisch in Verbindung gebracht.

Nichts von alledem. Jedermann, der in unserer lieben Vaterlande einmal in Prad und weißer Binde bei seinem Neffortel Nidmjonnaise und Kalbsbraten gegessen hat, weiß, daß es sich einfach um die Weinorten handelt.

Die Frage „weiß oder roth?“ eignet sich auch für den Fall, daß nur ein ne Weinort auf der Tafel steht, trefflich dazu, das Gespräch einzuleiten; denn an den Mangel der anderen Sorte lassen sich zahlreiche, höchst unterhaltende Bemerkungen knüpfen. Man redressirt nämlich sofort seinen Verstoß damit, daß man eifrig zugibt, es sei das allerbeste, nur Rotwein im Keller zu halten. Weiter geht man dazu über, daß, wenn man auch Rotwein daneben haben wolle, jedenfalls Bordeaux vorzuziehen sei. Vom Bordeaux kommt man leicht auf die landschaftlichen Schönheiten von Südfrankreich, auf das Bedauern, daß wir 1870 nicht bis dorthin vordrängen, auf den Loirefeldzug, Orleans, die Jungfrau von Orleans und die Jungfrauen im allgemeinen. Dies ergibt die passende Gelegenheit, seine Dame nach ihren Pensionfreundschaften zu befragen, einige Bemerkungen über die moderne Erziehung fallen zu lassen, und endlich in den Safen der Frauenemanzipation einzulaufen. Dieses Thema ist so unergründlich, daß man mit Zuversicht rechnen kann, bis zu den Knackmandeln und den Knallbonbons damit auszukommen.

Wie jeder Genuß auf dieser Erde sich endlich einmal erschöpft, so geht's

auch mit „roth oder weiß.“ Zu Ende Februar, wenn man seine fünfzigste Abendgesellschaft antritt, hat man die Empfindung, etwas recht Banales damit zu sagen, wie unglücklich „mein Name ist Meyer“ oder dergleichen. Unsere Damen kennen außerdem diesen Anfang schon und verweigern den Start in der Tischunterhaltung, weil sie fürchten, daß dieselbe langweilig werden würde. Ober es plagt sie gar ein neidischer Kobold, und sie variiren geschickt den Schlag, den sie voraussehen, wie ich es unlängst erfahren sollte.

Nächt sich einer unserer Bekannten für die ihm beigebrachte Antrittsviste durch eine Einladung zur Soirée, so werden wir sofort unserer persönlichen Freiheit beraubt. Der Volnhidner stopft uns den Mund mit dargelegten Theetuchen und beschäftigt unsere Hände mit Tasse und Theelöffel. Unsere Augen werden durch die Schiller- und Goethegalerien, deutsches Leben in Bild und Wort, Dore's Prachtwerke, verschiedene illustrierte Ausgaben, und durch Photographie Albums in Anspruch genommen, welche die Dame des Hauses und deren Tochter zu ihren zahlreichen Geburtstagen geschenkt bekommen haben. Das Trommelspiel schlägt eine Kiste mit Ketters „Silberstücken“ in Banden, und auf unseren Fußstehen etablirt sich ein wohlbeleibter Rentier, welcher ruhig behauptet, er könne in dem Gedränge nicht anders stehen. Gleich darauf fallen wir dem Gastfreunde persönlich in die Hände und er führt uns ins Ohr: „Sie führen . . . zu Tische“, nachdem er einen vielgelagerten Blick auf seine Kommandirrolle geworfen. Eine Minute später befinden wir uns mit der Gebihrde eines höflich gewordenen Hentletops am Arme irgend einer Schönen und vernünftigen unter Mißgeschick, nicht im Besitz eines Berliner Adresskalenders zu sein, denn den Namen haben wir nicht verstanden und ebensov wenig eine Ahnung davon wen, als worüber wir unterhalten sollen.

So weit war ich gediehen, und nachdem das Jettelstudien in einer Bierstunde glücklich erledigt war, befand ich mich auf meinem rechtmäßigen Platz neben einer Blondine mit rothen Baden, einem spizen Köschchen und sehr beweglichen Augen, ohne zu ahnen, ob ich eine Geheimrathsdochter oder eine jugendliche Oberflennwitzer vor mir hatte.

Möglichst gefühlvoll aber begann ich sogleich mein: „roth oder weiß?“ Doch was geschah? Coquet schlenkerte sie ihren duftenden Glacehandschuh neben das Weinglas auf die Tischdecke, drehte das niedliche Köpfchen gegen mich um, hob trotzig schmolend die Lippen und flüsterte: „Ei, wenn ich nun grün annehmen möchte.“

„Dann wäre ich wirklich in Verlegenheit“, stammelte ich erlebend, und in meinem Innern rief eine Stimme: „Hilf Himmel, sie ist geistreich.“ Ich zweifelte keinen Augenblick, daß sie auch Berle machte und daß sie fähig wäre, mir einige Verle ihrer Art vorzutragen.

Mein Entschluß stand augenblicklich fest, es zu machen, wie unser großer Stratege, und den Feind schweigend zu besiegen. Ich goß ihr ein gewaltiges Glas Rotwein ein und wendete mich mit aller mir innewohnenden Energie dem eben anlangenden Tischgerichte zu.

Meine Unglücksgefährten gingen inzwischen lebhaft ins Zeug. Der pensionirte Kavalleriegeneral zu meiner Rechten warf sich kräftig gegen seine Stublöhne, zog die Augenbrauen und den Schnurrbart in die Höhe, schob ein herabgesetztes Stiel-Semmel in den Mund, goß den Rüdesheimer, den er vor sich hatte, hinterdrein und sagte dann, sich ritterlich verneigend: „Ich habe Seiner Majestät im Oden und im Westen der Monarchie gedient, aber ich kann Sie versichern, meine Gnädigkeit, Resolutions-Stübchen ist das Beste.“

Der Referendarius mir gegenüber strich mit dem Nagel des kleinen Fingers die Oberlippe, legte sich vorn über und blühte dem Nachbarn auf seiner Seite so scharf ins Gesicht, daß sie glühend roth wurde und auf den Keller sah. Darauf räusperte er sich und begann stotternd: „Wo waren Sie gestern um diese Zeit, mein gnädigstes Fräulein?“

„Waren Sie gern in der See?“ hörte ich eine andere Stimme. „Neben als römisch“, war die Antwort.

Das Nächtchen, welches vorhin die Silberfische gespielt, unterhielt sich mit einem Spectalarist für Gehörkränkheiten über die Farbenblindheit, und der Baumeister mit der Dame des Hauses über die Zweckmäßigkeit der Eisenkonstruktionen, weil der Bediente eben ein halbes Duzend Desserteller hatte fallen lassen.

Nur ich schwieg. Ich schwieg und hörte zu, und ich kam sehr gut dabei fort; denn fern von mir sprach mein Freund, der Professor, über die Ausgrabungen in Olympia, von denen er eben zurückgekehrt. Er sprach nur selten darüber, aber heut war er besonders angeregt und schloßerte mit wahrhafter Meisterhaft. Man glaubte selbst an der Wunderstätte zu sein, so lebhaft war seine Darstellung.

„Sind Sie auch in Italien gewesen?“ fragte meine Nachbarin etwas gereizt; denn sie bildete sich ein, daß Ausgrabungen immer in Italien stattfinden.

Ich schüttelte den Kopf und hörte weiter zu. Eine Pause folgte. „Kapa macht in jedem Sommer eine Reise. Ob er in Olympia gewesen ist, weiß ich nicht. Ich glaube, er ist flüchtig durchgefahren, sonst hätte er wohl etwas davon erzählt.“ fuhr sie endlich fort.

Ich nickte, zum Zeichen, daß ich dies für höchst wahrscheinlich hielt. Wieder durfte ich eine Zeit lang zuhören. „Nehmen Sie die Antiquitäten mehr oder die Geselligkeit?“ brachte sie nach einer Viertelstunde mit voller Energie heraus.

Die Gefahr erreichte ihren Gipfelpunkt. Allein noch einmal rettete ich mich. Ich lächelte vielstündig und — zuckte die Achseln.

Der Beaten war vorüber, die Rüsse knackten, die Knallbomben sprühten ihr Feuer. In sechs Stellen war bereits die Debatte über die Frauenemanzipation entbrannt.

„Haben Sie in Ihrer Jugend niemals Gedichte gemacht?“ dröhte es jetzt entsetzlich an mein Ohr.

Nun wäre ich verloren gewesen; denn sie wartete lediglich auf mein „nein“, um mir ein triumphirendes „aber ich“, zuzurufen. Indessen der Professor endete eben, und die Dame des Hauses gab das Zeichen zum Aufstehen.

Ich athmete auf. Glücklich hatte ich einen ganz genügenden Abend erobert. —

Wir beneiden die Franzosen so häufig um ihre „causerie“ und schelten uns, daß wir nicht zu plaudern verständen. Alle Feuilletons seufzen nach jener causerie oder einer deutschen Imitation derselben. Und in den Novellen lassen wir unsere Helden so häufig wie möglich: „eh bien“ und „mon cher“ sagen, um dem Dialog die gerühmte französische Leichtigkeit und Grazie zu geben. Weil uns diese fehle, behaupten wir, seien auch unsere Salons so stief, unsere Konversation so pedantisch und öde, unsere Tischunterhaltung so langweilig. Wir thun uns selbst sehr Unrecht damit. Wir wägen mit jener Causerie im Deutschen kaum etwas anzufangen; denn weder unsere würdige Sprache, noch unser Geschmack ist darauf eingerichtet. Unsere Tischunterhaltungen scheitern auch durchaus nicht daran, daß uns die Kunst fehlt zu sprechen.

Weit mehr fehlt uns diejenige zu schweigen und zuzuhören. Sehen wir es für höflicher an, wenn jemand, dem nichts Gescheutes einfällt, lieber schweigt und einem Andern zuhört, dessen Herz von interessanten Dingen überfließt, als daß er glaubt, er müsse seiner Dame den pflichtschuldigen Tribut an Worten darbringen. Nehmen wir es nicht für Annahmung, wenn jemand, der Wissenswerthes zu berichten hat, in weiterem Kreise an unserm Tisch das Wort ergreift.

Ein jeder sei sich klar, daß gar keine Konversation noch immer besser ist, als eine langweilige, und wir können Hundert gegen Eins wetten, daß wir niemals Ursache haben werden, die Franzosen um ihre Talente zu beneiden. Denn welcher Kreis wäre so arm, daß er nicht ein oder zwei auf ihre Weise originelle Köpfe und interessante Erzähler besäße?

Vor allen Dingen dürfen unsere Damen und Mädchen es nicht als persönliche Kränkung betrachten, wenn ihr Cavalier einmal einsichtig wird. Sie werden sich selbst viel Plage damit ersparen. Ich tanze meinen letzten Kottillon mit einer sehr lieben und sehr klugen Freundin, mit der ich oft die amantlichsten Blaubersündchen verlegt habe. Diesmal saß sie, halb ohnmächtig, an meiner Seite auf den Stuhl nieder und seufzte tief auf: „Gott sei Dank, wir beide brauchen uns doch hoffentlich nicht zu unterhalten.“

Ich war ganz ihrer Meinung, und glückselig entzogen wir uns den trüblichen Folgen eines Nicht-Wortwechsels.

Das geht aber nur an, wenn unsere Schönen freundlicher sind, als meine Tischnachbarin an jenem Abend es war, den der General zu seinem hundertsten Vortrage über die Heilpflege der Pferde benutzte.

Ich hörte, wie eine Freundin sie ganz in meiner Nähe fragte: „Neben wem hast Du denn heute gefessen?“ Und sie antwortete recht spit und malitios: „Neben einem taubstummen Alterthumsforscher.“

Der Bierzehnte.

Das Dreitag Abend
in Ehrlich'scher Theater-Saison
Ankündigung in die acht Tage darauf
erschienende Nummer.

Daheim - Anzeiger.

(Ausgegeben am 27. April 1878, geschlossen am 18. April 1878.)

Insertionspreis
für die viergespaltene Anzeigenzeile
über deren Raum
60 Pf.

Altbewährte, seit vielen Jahrhunderten bekannte alkalische
Kochsalz-Thermen (30–55° Reaum.)
**Cur ununterbrochen während
des ganzen Jahres.**

Kalteschwefelbäder, Soolbäder, Mineral-
brühe, Dampf- & Schwimmbäder.
Elektrolit, Jodgenieß
Kocher etc. etc.

WIESBADEN

Sämmtliche
Saison-Vergnügungen:
Concerte, Bälle etc., sind
für das laufende Jahr vermehrt. Die **Lees-
zimmer** reicher ausgestattet. **Kgl. Theater,
Jagd, Fischerei, Wettrennen, Ausflüge** etc. etc.

Buchhandlung & Antiquariat
Galen's
berühmter Roman:
Der
Irre von St. James.
4 Bände
in einem eleg. Ozelb.
nur 5 Mk.
Verlag v. Wiedenhilfstr. 30. Leipzig

**Orthopädisch-gymnastische
Heil-Anstalt.**
Gegen Verkrümmungen der Wirbel, vor
allem der Brustwirbel u. Weichteile Cur-
methode. — Kluge Benützung der Kin-
nast; gesunde Ernährung. Nähere Auskunft er-
theilt
Dr. Theobald, prat. Arzt.
Königs, Rönchstr. 11. [2961]

Bad Reinerz.
Klimatischer Geküts-Kurort, Brunnen-, Molk- und Bade-Anstalt in der Grafs-
chaft Bayr. Oberrhein. Saison-Eröffnung am 6. Mai.
Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, Arthritiden, chronische Entzün-
dungen, Rheumatismen, Bronchitis, Krankheiten des Harns; Blutmangel, Leishwüch u. s. w.,
sowie der häutlichen und Bronchialkrankheiten, welche daraus entstehen, insbesondere nach
schweren und heftigen Krankheiten und **Wochenbetten**, nervöse und allgemeine Schwäche,
Nervosität, Nervenleiden, exaltirte Stimm, constitutionslose Zustände. Curmethoden für Nerven-
krankheiten und chronische Krankheiten, sowie als angenehmer durch seine reizenden Berg-
schaften bekannter Sommeraufenthaltsort. [2912]

Paris 1878. — Sprachführer.
Parlez-vous français?
Französisch-deutsches Gesprächsbuch
von Prof. de Castres. 12. verb. Aufl.
In rothen Leder-Einband neb. Preis
2 M. 50 Pf.
Gegen Einsendung des Betrages (in
Marken) erfolgt Franco-Zusendung.
Sprachführer in englischer,
italienischer, spanischer u. russischer
Sprache in gleichem Verlage, Prospect
gratis. [2979]
Leipzig. C. A. Koch's Verlag.

Dr. Loh's Naturheilanstalt
„WILHELMSSBAD“ in Cannstatt. [2979]
Stillschalt für rheumatische Kranke nach Dr. Loh'scher Methode. Prospect gratis.

C. Bolhoevener, München.
Kunst-Anstalt für [2836]
Lichtdruck.

Friedrich Klose
Marmorwaren-Fabrik des Brä-
derhauses zu Gnadentret i. Sph.
empfiehlt sich zur Anfertigung von Grabdenk-
malern, Möbelplatten u. Panzerplatten jeder Art. [2912]

Bei J. Nicker in Gießen ist leben er-
schienen:
Deutsches Wörterbuch
von
Dr. F. L. A. Weigand.
3. Aufl. 2 Bde. 10. 11. — [2999]
Von der Kritik ist dies einstimmig für das beste
aller deutschen Wörterbücher erklärt worden.
Der (ein geliebtes Kind, einem treuen Vater
es, eine treue Mutter etc.)
durch den Tod verloren hat
und Sehnsucht fühlt, die Todtschuldigen
nach einer halbwegs erhaltener Absicht, der
Dauererrettung treu in Verlassen gerath
zu leben, der weisse sich selbst zuweilen an das
seit 10 Jahren bestehende, jedoch zu diesem
Zweck in größterem Maßstabe erdichtete
Atelier in Leipzig, Lebenserträge d. d. d.
welches auch vorher auf franz. Aufträge i.
veränderten Ausstatt. geht. [2901]

Aufträge auf Kölner Dombauwerke
welche ich zur vorigen Zeit nicht mehr
ausführen konnte, erbitte ich bis Ende Juni a. c.
Julius Hertig, Hamburg.
[2942] Fonds und Vorträge-Gesellschaft.

